

REPORTAGEN

MICHAEL STÜHRENBERG

Timbuktu muss warten

Vier Karawanen, ein Tuareg und ein Schlangenei: Warum das Pulverfass Mali zwingend hochgehen musste.

S. 8

ERWIN KOCH

Zwischen zwei Müttern

Als Baby gestohlen und verschenkt, als Jugendlicher mit der Wahrheit konfrontiert: Ein argentinisches Schicksal.

S. 38

MILENA MOSER

Singapurs Putzfrauen

Unter prekären Bedingungen gehalten, machen die Maids der Expats deren Erfolg erst möglich.

S. 54

CHRISTIAN SCHMIDT

Die Zellen meiner Schwester

Wenn der eigene Körper zum Feind wird. Ein Selbsterfahrungsbericht.

S. 68

LINUS REICHLIN

Walsaison

Auf den Färöern ist die Grindwaljagd der Höhepunkt des Jahres. Tierschutz und Tradition prallen dabei aufeinander.

S. 80

SABINE RIEDEL

Bayrisches Requiem

Eine Autobahn führt bald durch das idyllische Isental - Melkstuhlromantik und Grosstadt leben wachsen zusammen.

S. 92

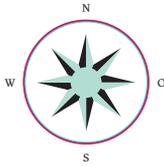
DIE HISTORISCHE REPORTAGE:

HÜGEL 875

ORIANA FALLACI

S. 109





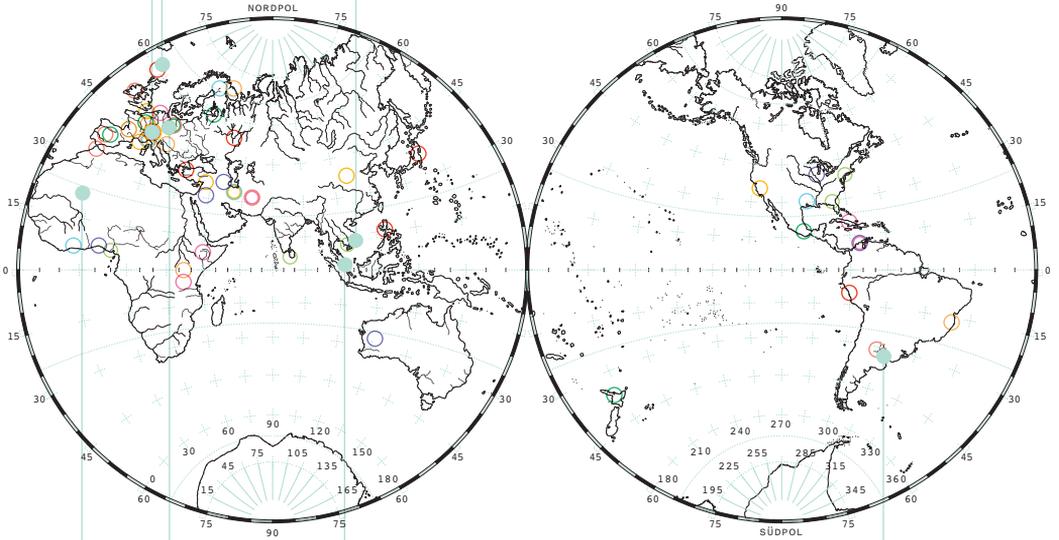
Zürich S. 68

Färöer S. 80

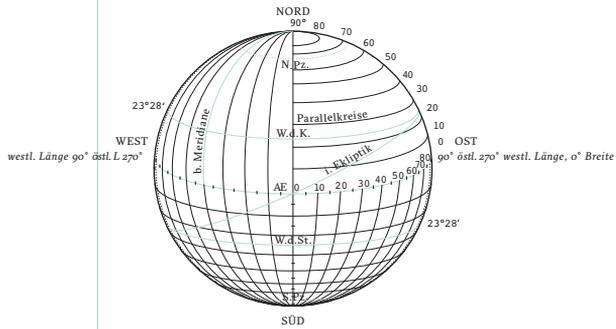
Vietnam S. 109

ÖSTLICHE HEMISPHERE

WESTLICHE HEMISPHERE



KOORDINATEN DER ERDOBERFLÄCHE



Äq. Äquator — W.d.K. Wendekreis des Krebses — W.d.St. Wendekreis des Steinbocks
 — N.Pz. — S.Pz. Nördl. w. Südl. Polarkreis —

Deutschland S. 92

Mali S. 8

Singapur S. 54

Buenos Aires S. 38

Kennen Sie Frau Ramseyer? Edith Ramseyer, 70, Pensionärin, Mutter von Thomas Ramseyer, dem Billiardtischbauer, der unsere Abo-Software programmiert hat. Ramseyer gehört genauso zu *Reportagen* wie Erwin Koch, Sabine Riedel, Linus Reichlin und Sibylle Berg, oder wie Frank Blümel, der unser Magazin in den Berliner und Hamburger Cafés zum Lesen auflegt, wie die umtriebigen Damen aus dem Bücherladen Appenzell, die bezüglich Absatz von *Reportagen* dem Zürcher Bahnhofskiosk in nichts nachstehen. Ungefähr zwei Wochen vor dem jeweils neuen Erscheinungstag von *Reportagen*, den sie in ihrem Küchenkalender notiert hat, ruft Frau Ramseyer bei ihrem Sohn an und fragt, wann es wieder losgehe.

«Mir gefällt diese Arbeit. Abonnenten-Adressen überprüfen, Listen abhaken und Einzahlungsscheine zuordnen mögen andere für eine monotone Fabrikarbeit halten. Für mich ist sie interessant – und sie hält mich auch geistig fit. 22 Jahre lang arbeitete ich bei der Fakturenkontrolle der Migros Bern, Abteilung Non-Food. Von daher weiss ich, wie der Hase läuft. Ein Jahres-Abonnement für Frau Füglistaler aus Wädenswil? Eine #8 an Herrn Bögli in New York? Gleich zwei dieser schönen Magazine zu Herrn Fürsterrat nach Wien? Beim Einstecken von *Reportagen* in das passende Couvert reise ich mit dem Kopf durch die halbe Schweiz und zwischendurch noch ins Ausland. Ist doch toll. Seit meiner Pensionierung helfe ich, wo es mich braucht und man meine Arbeit schätzt: beim Einpacken von Promotionsmaterial des Kirchenvereins genauso wie beim Spielplanversand des Kleintheaters. Neulich vergass ich zum ersten Mal überhaupt einen Versandtermin (nicht bei *Reportagen*)! Genau deshalb spiele ich leidenschaftlich gerne Karten und zwischendurch immer noch Schach: Die Zellen dürfen nicht rosten.»

Wenn zwei Paletten *Reportagen* aus der Buchbinderei angeliefert werden, trifft kurz darauf Edith Ramseyer ein, deckt im Geschäft ihrer Kinder einen der Billiardtische sorgfältig mit einem Leintuch ab und legt los. Adressen aufkleben, Couverts nach Orten sortieren, Magazine einstecken. Dutzende, Hunderte, Tausende. Natürlich nicht alleine, doch bei weitem mit der grössten Ausdauer und dem höchsten Tempo. Und am Ende des Tages steckt sie sich ein Magazin ein und geht zufrieden nach Hause.

Wir wünschen spannende und bereichernde Lektüre.

Daniel Puntas Bernet
Chefredaktor *Reportagen*

#10

8

GESCHICHTE

Timbuktu muss warten

Der Journalist Michael Stührenberg («Die Zeit», «Geo») beschäftigt sich schon seit 1977 mit Mali und gilt als profunder Kenner des afrikanischen Kontinents. Als junger und diplomloser Lehrer, der in Côte d'Ivoire arbeitete, reiste er während seiner Ferien in den Norden, Richtung Sahel. «Die Region Mali/Niger berührte mich durch ihren damals noch so spürbaren Frieden, diese besondere Harmonie in Armut.»

Stührenberg fühlt sich den Tuareg eng verbunden: «Ein Grund dafür ist natürlich meine persönliche Freundschaft mit Mano Dayak, die in den Jahren vor Ausbruch der Rebellion begann. Wir haben viel Zeit zusammen in der Wüste verbracht. Und ich hielt ihm dann die Treue, als er in den Strudel dieser dramatischen und tragischen Ereignisse im Niger geriet. Er wollte für den Pariser Verlag Lattès eine Autobiografie schreiben. Das habe ich dann für ihn übernommen: Das Werk hiess «La tragédie touareg.»

Manos Tod im Dezember 1995 bedeutete für Stührenberg einen grossen persönlichen Verlust: «Damals hätte ich nicht über ihn und unsere Freundschaft schreiben können. Ich sagte mir, vielleicht irgendwann einmal. Als die gegenwärtige Krise in Mali ausbrach, der ganze absurde Wahnsinn mit al-Kaida und

den Jihadisten, hatte ich das Gefühl, dass die mit Mano begonnene Geschichte nun genügend in mir gereift war.»

Wir freuen uns, Stührenbergs Erfahrungen und Erlebnisse, die er in über 30 Jahren gesammelt hat, hier zum ersten Mal veröffentlichen zu dürfen.

38

VERBRECHEN

Zwischen zwei Müttern

Im Zug der Wirtschaftskrise riss in Argentinien die Militärjunta 1976 die Macht an sich. Das Land stürzte in ein Chaos aus Staatsterror und Gegenterror linker Organisationen. Tausende wurden ermordet, Zehntausende sind bis heute in den Hunderten von Foltergefängnissen verschwunden. Weiblichen Gefangenen, die in den Foltergefängnissen gebaren, wurden die Kinder weggenommen, und diese wurden bei Paaren platziert, die dem Regime als genehm erschienen. Die Aufarbeitung dieser düsteren Epoche geschieht erst seit einigen Jahren wirklich konsequent. Und hier kommt unser Autor Erwin Koch ins Spiel:

«Ein Freund, der sich in Lateinamerika gut auskennt, erzählte mir davon, dass argentinische Zeitungen über einen gewissen Carlos d'Elia berichteten, der, nachdem er lange Zeit nicht hatte begreifen wollen, dass er ein gestohlenen Kind war, sehr viel Zeit und Kraft darauf verwende, endlich alles restlos in Erfahrung zu bringen, was über seine wirklichen Eltern in Erfahrung zu bringen war. Mich interessierte, von jemandem zu erfahren, wie es ist, plötzlich einen Teil des Sockels zu verlieren, auf dem man sein bisheriges Leben aufgebaut hatte, einen Teil seiner Identität. Und wie man es schafft – oder eben nicht – ein neues Selbstverständnis zu finden.»

Carlos d'Elias Geschichte führte mit dazu, dass im Juli 2012 zwei ehemalige argentinische Diktatoren, Videla und Bignone, beide bereits zweimal zu lebenslänglicher Haft verurteilt, nun auch wegen systematischen Kindesraubs abgeurteilt wurden.

54

WIRTSCHAFT

Singapurs Putzfrauen

Foreign Domestic Workers, oder kurz FDW, heissen die Gast- und Wanderarbeiter, die Singapurs Wirtschaftswunder erst möglich machen. Oft halten sich diese FDW, die als Kindernannys und Putzhilfen arbeiten, illegal im Land auf und sind so der Willkür ihrer – meist westlichen – Arbeitgeber hilflos ausgeliefert. Hinter der funkelnden Kulisse Singapurs herrschen Zustände, die stark an Sklaverei erinnern.

Das Thema wurde uns von einem Schweizer Expat zugetragen, der ein halbes Jahr in Singapur gelebt hat, und geisterte in der Redaktion als «die Geschichte von der Putzfraueninsel» herum. Was uns auf den Gedanken brachte, die Schweizer Schriftstellerin Milena Moser mit dieser Geschichte zu beauftragen, welche ihrerseits vor mehr als 20 Jahren einen Roman mit fast demselben Titel veröffentlicht hatte, in dem eine Grossmutter in einem Kellerverschlag gefangen gehalten wird. «Es war schon eine seltsame Erkenntnis, dass nichts, was man erfinden könnte, der Realität auch nur halbwegs gerecht wird», sagt Moser. «Die weggesperrte Grossmutter war für mich ja eher ein Symbol – für all das, was man wegschliessen muss, wenn man eine perfekte Fassade aufrecht erhalten will. Dass das auch wörtlich so passiert, konnte ich mir gar nicht vorstellen. Das Thema ist aber immer und

überall das Gleiche. Ich denke, jeder Schriftsteller hat so seine Geschichten, und das ist meine, die ich in Varianten immer wieder erzähle: Was steckt hinter der Fassade?»

Mehr über Mosers Eindrücke von Singapur und dem Leben der FDW erfahren Sie im Interview auf Seite 122.

68

MEDIZIN

Die Zellen meiner Schwester

Wie beschreibt man den Zustand, wenn der eigene Körper sich gegen einen verschworen hat? Kann ein Reporter dem Gefühl, wie es ist, an Leukämie zu erkranken, überhaupt nahekommen? Christian Schmidt, den unsere Leserinnen und Leser bereits aus *Reportagen* #6 («Käufliche Freiheit») kennen, kann es – aus eigener Erfahrung. Selbst plötzlich mit der Diagnose «Blutkrebs» konfrontiert, musste er von einem Tag auf den anderen ins Spital einrücken und mit entsprechenden Therapien beginnen. In seiner höchst persönlichen Reportage beschreibt er, wie es ist, unter einem Plastikzelt zu leben und darauf zu warten, dass einen Stammzellen eines anderen Menschen heilen sollen.

Auf die Frage, warum er sich entschlossen habe, diese Reportage zu schreiben, antwortete er: «Das Thema verarbeiten. Die Ereignisse Revue passieren lassen. Mir selbst Mut machen. Mir selbst beweisen, dass ich überlebe, beziehungsweise bis jetzt überlebt habe. Mir selbst auf die Schulter klopfen, dass ich das geschafft habe.»

Der Mut Schmidts, sein Innerstes nach aussen zu kehren, machte uns grossen Eindruck. Und seine Reportage ist ein starkes Stück Erzählkunst, ebenso eine Liebeserklärung ans Leben.

Walsaison

Der Schriftsteller und Journalist Linus Reichlin, dessen neuester Roman «Das Leuchten in der Ferne» im Februar diesen Jahres im Berliner Galliani-Verlag erschien, schrieb in *Reportagen* #4 über die Jagd auf Töpel, wie sie von den Männern auf der schottischen Nistinsel Sula Sgeir seit Jahrhunderten praktiziert wird.

Im Zuge seiner Recherchen stiess er auf einen weiteren Fall von Tiertötung, die sich auf alte Traditionen beruft: «Jemand in Schottland erzählte mir, dass die auf den Färöern ein ähnliches Problem hätten mit Tierschützern wie sie, weil die dort Wale jagen würden. Und darüber schreiben wollte ich ebenfalls aus demselben Grund wie über die Gugajäger: weil ich grundsätzlich die Jagd, also das Töten von Tieren in ihrer natürlichen Umgebung, für etwas sehr viel Natürlicheres halte als das Essen von Masthühnern und -Schweinen. Ginge es um Tierarten, die vom Aussterben bedroht sind, würde ich die Jagd nicht gutheissen. Aber weder die Töpel noch die Grindwale sind in ihrem Bestand bedroht.»

Bayrisches Requiem

Die Journalistin Sabine Riedel («Die Zeit», «Frankfurter Rundschau») ist unserer Leserschaft bereits mit ihren Reportagen aus St. Petersburg (*Reportagen* #2) und Sarajewo (*Reportagen* #5) bestens bekannt. Für diese Ausgabe machte sie sich auf, um in Deutschland das Isental zu erwandern – eine Landschaft, die in Reiseführern als «Bayern wie aus

dem Bilderbuch» beschrieben wird. Seit 30 Jahren wird geplant, eine Autobahn durch dieses Tal zu bauen. Nun hat die letzte juristische Instanz entschieden, dass die Autobahn gebaut wird, und die Verteidiger des Isentals sehen dem Verlust ihrer Heimat entgegen.

Wie ist Riedel aufs Isental gekommen? «Ich hatte zum Isental bis vor kurzem keine persönliche Beziehung – allerdings habe ich eine starke Liebe zu Landschaften, wo die Stille «hörbar» ist, wo man stundenlang laufen kann, ohne einem Menschen zu begegnen, wo das Laufen mit der Zeit eine meditative Qualität bekommt. Solche Landschaften habe ich in Russland erleben dürfen, hier in diesem dicht besiedelten und stark zersiedelten Deutschland sind solche Täler selten und mir umso kostbarer.» Riedels Reportage lässt das zum Sterben verurteilte Isental noch einmal aufleben. Ein Memento mori für eine Gegend und eine Art zu leben.

Hügel 875

Oriana Fallaci (1929–2006). Geboren in Florenz, half sie als Jugendliche ihrem Vater, der im Zweiten Weltkrieg im Widerstand arbeitete, Waffen für die Partisanen zu schmuggeln und Gefangene deutscher Konzentrationslager bei der Flucht zu unterstützen. Nach dem Krieg wurde sie Schriftstellerin und Journalistin. Sie pflegte den in den 1970er Jahren populären konfrontativen Interview-Stil.

Fallaci war in allen Krisenregionen ihrer Zeit vor Ort, unter anderem 1956 beim Ungarn-Aufstand in Budapest, 1967/68 in Südvietnam und 1968 während der Olympischen Spiele in Mexiko, wo sie bei den Unruhen durch drei Schüsse verletzt wurde. Sie interviewte zahlreiche Persönlichkeiten der Weltgeschichte, unter anderem Ayatollah Chomeini, Haile

ÜBERSICHT

Selassie, Yassir Arafat, Muammar Ghadhafi und Henry Kissinger. Letzterem entlockte sie die Aussage, der Vietnamkrieg sei «nutzlos» gewesen, was Kissinger danach zum Kommentar provozierte, das Gespräch mit Fallaci sei «das katastrophalste Gespräch [gewesen], das ich je mit einem Mitglied der Presse hatte». In ihren späteren Jahren machte Fallaci vor allem als Islamkritikerin und Verteidigerin von verurteilten Revisionisten von sich reden. Sie starb 2006 in ihrem Geburtsort Florenz.

Die Historische Reportage ist ihrem Buch «Niente e così sia» («Wir, Engel und Bestien») entnommen, wo sie in einer Art über den Vietnamkrieg schreibt, wie es heute, in Zeiten des eingebetteten Journalismus, gar nicht mehr möglich wäre: an vorderster Front mit dabei, direkt und ohne jegliche Zensur.

122

AUTORIN IM GESPRÄCH

Wir blicken im Gespräch mit Milena Moser hinter die Kulissen ihrer Reportage aus Singapur.

126

DAS OBJEKT

Urs Mannhart entstaubt im Landesmuseum einen zwei Meter hohen Globus, der unlängst zu einem interkantonalen Zwist führte.

128

KEINE GESCHICHTE

Florian Leu liesse sich vom syrischen Coiffeur gerne noch öfter die Haare schneiden – wenn sie nur schneller wachsen würden.

130

DAS BUCH

131

CLAUDIO CALABRESE

IMPRESSUM

VERLAG Puntas Reportagen AG
GESCHÄFTSSITZ Zumikerstrasse 16a, 8702 Zollikon
REDAKTION Reportagen, Käfiggässchen 10, 3011 Bern,
T +41 31 981 11 14, redaktion@reportagen.com

CHEFREDAKTOR Daniel Puntas Bernet
daniel.puntas@reportagen.com

REDAKTION Claude Fankhauser, Andrea Jansen,
Daniel B. Peterlunger, Rocío Puntas Bernet,
Hannes Grassegger (Redaktionsleiter Deutschland)
(vorname.nachname@reportagen.com)

ART DIRECTION UND GESTALTUNG Moiré:
Marc Kappeler, Markus Reichenbach, Ruth Amstutz,
www.moire.ch, grafik@reportagen.com

MARKETING UND VERTRIEB Lucas Hugelshofer,
lucas.hugelshofer@reportagen.com

KORREKTORAT Christina Heyne, Andrea Suter,
Irmgard Matthes **ABONNEMENTE** Christa Bless,
christa.bless@reportagen.com **ANZEIGENLEITUNG**
Ivo Knüsel, ivo.knuesel@reportagen.com

SCHRIFT Moiré und Dominik Huber
KARTE Martin Woodtli

PAPIER Lessebo 1,3 Natural 120 gm2, CO₂-Neutral,
FSC-zertifiziert **UMSCHLAG** Peyer Mattleinen
DRUCK Druckerei Odermatt AG, Dallenwil **BUCH-**
BINDER: Buchbinderei Burkhardt AG, Mönchaltorf

Printed in Switzerland

© 2013 Puntas Reportagen AG
© für die Texte: Reportagen und die Autoren
© für die Illustrationen/Grafiken: die Gestalter

Oriana Fallaci, *Niente e così sia*, Rizzoli, Milano 1969,
© 1969 – 2013 RCS Libri S.p.A., Milano. Aus dem
Italienischen von Heinz Riedt.

VERTRIEB CH Valora Schweiz AG, Hofackerstrasse 40,
4132 Muttenz. Buchzentrum AG (BZ), Industriestrasse
Ost 10, 4614 Hägendorf, T +41 62 209 26 93

VERTRIEB D/A PARTNER Medienservices GmbH
Julius-Hölder-Straße 47, 70597 Stuttgart,
T +49 711 7252-222

ERSCHEINUNGSWEISE 6 x jährlich
PREISE Jahresabonnement CHF 100 (Schweiz),
EUR 75 (Deutschland, Österreich),
EUR 85 (übriges Europa) / USD 120 (Übersee)

ISBN: 978-3-906024-09-7

www.reportagen.com

MICHAEL STÜHRENBERG

Timbuktu muss warten

Jeder kann sehen, was die Zukunft bringt.

Es ist wie ein Schlangenei.

Durch die dünnen Häute kann man
das fast völlig entwickelte Reptil
deutlich erkennen.

Aus Ingmar Bergmans Film *Das Schlangenei*, 1977

Januar 2013. Ein Augenblick in Mopti

«Is this a joke?» Luke Harding, Reporter für den britischen «Guardian», kann nicht fassen, was ich ihm aus dem Französischen übersetze: «Es gibt einen Charterflug nach Timbuktu!» Mitten im Krieg? Auf jeden Fall verkauft Thiemoko Dembelé, der malische Direktor unseres Hotels in Mopti, gerade Tickets an der Bar. Interessenten sollen sich melden. Am besten sofort, ruft Thiemoko in den Raum: «Wer zuerst kommt, fliegt zuerst!» Der Mann ist eine Legende in Mopti. Bereits im Alter von sieben hat er Geld gemacht, als Fremdenführer am Nigerfluss. Damals

ein kleiner Habenicht mit grosser Klappe. Jetzt, mit knapp vierzig Jahren, ist er Millionär und noch immer schlank. «Wie sind die Bedingungen?», frage ich. Thiemoko lächelt: «Ein Freund von mir besitzt ein Flugzeug. Damit errichten wir eine Luftbrücke zwischen Mopti und Timbuktu. Wir wollen euch Journalisten doch helfen.»

Hilfsbedürftige Journalisten? Davon gibt es gerade mehrere Dutzend im Hotel Kagana: gestrandete Reporter, zornige Korrespondenten, frustrierte Fotografen, deprimierte Kameraleute. Allesamt Berichterstatte aus einem Krieg, wo wir nichts zu melden haben. Weil wir nie an die Front gelangen. Frankreichs Interventionstruppe, die am 11. Januar Malis Hauptstadt Bamako vor dem Zugriff der Jihadisten gerettet hat, befreit nun den Norden des Landes. Im Eiltempo nach Timbuktu! Ohne uns! Jetzt, da die *Légion étrangère* sie nicht mehr braucht, ist die Piste von Mopti nach Timbuktu gesperrt. Zu unserer Sicherheit, sagen sie. Sicher ist, dass das französische Fernsehen von dem Verbot nicht betroffen ist. Deshalb können nun auch wir die befreite «Stadt der 333 Heiligen» sehen – auf einem grossen Flachbildschirm über der Hotelbar.

«Pro Ticket», sagt Thiemoko, «macht das 3200 Euro. Ihr bleibt drei Stunden in Timbuktu, dann fliegen wir euch zurück nach Mopti. Einverstanden?» Hinter mir drängt bereits ein Fernsteam aus Moskau. Und eine Dame von al-Jazira schreit, sie müsse «urgently» nach Timbuktu. «Wir überlegen noch», sage ich und räume meinen Stehplatz an der Bar. Ein letzter Blick auf den Bildschirm. «Vive la France!», ruft jemand in der jubelnden Menge von Timbuktu. «Vive Papa Hollande!» Bloss raus! «So viel zahlt meine Redaktion nie, um mich für eine Siegesfeier nach Timbuktu zu schicken», befürchtet Luke. Vor dem Hotel schlägt uns trockene Hitze ins Gesicht. Fast Mittag, ein rosafarbener Staubschleier liegt über dem Fluss. Es ist der Bani, der sich ganz in der Nähe mit dem Niger vereint. Seine städtischen Ufer sind ein einziger Markt. «Seit Jahrhunderten treffen sich hier die Völker des Sahels», erkläre ich meinem britischen Kollegen. «Gemeinsam bilden sie eine Wirtschaft.» Luke hat Bücher über Wikileaks und Putin-Russland geschrieben, in Mali ist er zum ersten Mal. Im Warten auf Timbuktu, glaubt er, könne der «Guardian» einen Artikel über die Sahel-Wirtschaft gebrauchen. Wir gehen hinunter ans Wasser, mieten eine Motor-Piroge mit Schattendach. «Du wirst sehen», verspreche ich, «das Besondere an der hiesigen Wirtschaft ist: Jeder wird zu seinem Beruf geboren.»

Dann gleitet an den Ufern die menschliche Ökonomie vorüber. Da sind die Songhai und ihre zeternden Frauen. Gewaltige Matronen hinter Körben von Reis, den ihre Männer zweimal im Jahr aus den über-

schwemmten Feldern zwischen Bani und Niger ernten. Die Songhai sind Bauern. Wie die Dogon, die von den Bandiagara-Felsen zum Markt von Mopti kommen. Und doch sind die Dogon ganz anders als die Songhai. Weil sie nicht Reis anbauen, sondern Hirse. Die schönen Frauen der Fulbe bieten Kalebassen mit frischer und dicker Kuhmilch zum Verkauf. Sie kommen vom anderen, vom ländlichen Ufer, wo ihre Männer Kühe, Ziegen und Schafe hüten. Die Fulbe sind Viehzüchter. Am Strand einer Insel reparieren zwei Männer eine aufgebockte Piroge. «Somono», behaupte ich. «Sie sind eine Untergruppe der Bambara, von Geburt Tischler und Töpfer.» Und weil Allah die Bozo zum Fischen erschaffen hat, haben deren Frauen an diesem Tag ein ganzes Ufer-Quadrat mit geräucher-tem Fisch gepflastert. Wir legen an. Die Frauen umringen uns, fragen, was wir wollen. Sie sind Flussnomaden, pendeln ständig zwischen Gao im Norden und Ségou im Süden. Ihr Leben ist der Fluss, sie trinken sogar aus ihm. Es sei ein gutes Leben, meint eine der Frauen. Nur im letzten Jahr nicht, weil da in Gao die Jihadisten herrschten: «Sie wollten Frauen. Wir mussten uns verstecken. Wenn wir nach Gao kamen, verkroch ich mich im Bootsbauch, und mein Mann deckte mich mit Räucherfisch zu.» Am schlimmsten seien die Tuareg gewesen. «Wir hassen die Tuareg», schreit die Bozo-Frau. «Wir müssen sie ausrotten!» Hastig notiert Luke die zornigen Worte.

Zurück an Bord. Luke bewundert weiter die Uferlandschaft, er kann schon spielend Songhai und Bozo unterscheiden, Bambara und Fulbe. Nur einen Tuareg wird er auf dem Markt von Mopti nicht mehr finden. Was ist nur aus Manos Traum geworden? «Weisst du, wer Mano Dayak war?» Luke schüttelt den Kopf. «Der Anführer von Tuareg-Rebel- len», sage ich. «Vor zwanzig Jahren in Niger, Malis Nachbarland.» Luke lehnt sich zurück. «Diese Geschichte ist lang», warne ich ihn. Mein Kol- lege zuckt mit den Achseln: «Wir haben Zeit.» Wartet denn nicht Tim- baktu auf uns? «Erzähl schon!» Also gut, im Präsens: Dezember 1990.

Die verlorene Karawane des Mano Dayak

«Voilà ta caravane», sagt Mano, «je te l'offre!» Er schenkt sie mir? 140 Dromedare, die über den glühenden Sand der Ténéré-Wüste ziehen? Ach so, es war wieder nur ein Scherz. Hat mein Freund mir doch gerade erst erklärt, im Land der Tuareg gebe es nichts zu verschenken. Weil es in diesem Land, das als Staat nicht existiere, ja auch so gut wie gar nichts zu besitzen gebe: «Was ist schon eine Wüste ohne Öl? «Von diesem Land», sagt Mano, «kann nur der Blick des Nomaden Besitz ergreifen.»

Zugegeben, anfangs fühlte ich mich von Mano oft verschaukelt. Die Poesie in seinen Worten klang wie kitschige Touristen-Werbung: vom Wind, der die Dünen formte wie der Künstler seine Skulpturen; von Frauen, schön und frei, trotz dem Islam, an dessen Gebote sich die Tuareg so ernsthaft hielten wie Adam an das Verbot vom Apfel; von verschleierten Männern mit Schwertern und einem noch schärfer schneidenden Hochmut. Und wie sie noch mitten im Ténéré, einer der menschenfeindlichsten Sandwüsten der Welt, gelassen über Liebe und Ehre philosophierten. All dies schien sich wundervoll um die vermeintliche Gewissheit zu ranken, die Wüste und ihre Menschen seien unveränderbar. Dabei verkörperte Mano und die in seiner Wüstenreiseagentur Temet Voyages angelernten Tuareg doch das exakte Gegenteil. Zeigten sie doch, wie sehr sich die Tuareg im Umbruch befanden. Weil sie sich anpassen mussten, nicht zuletzt an den Klimawandel. Seit den Dürren der siebziger und achtziger Jahre war ein grosser Teil ihrer ehemaligen Weiden im Norden Nigers und Malis nur noch nutzlose Öde.

«Wir haben die schönste Wüste der Welt!» Mano drückt aufs Gas, in Sekunden holt sein hoch getunter Rangerover die Karawane ein. Beladen mit Tiersalz ist sie unterwegs zu den Märkten des Sahels, um einen Teil ihrer Ladung gegen Hirse, Stoffe, Tee und Zucker zu tauschen. Danach kehrt sie zurück ins Aïr-Gebirge, die Heimat jener vier Tuareg, die verschleiert neben den Kamelen durch das Sandmeer ziehen. Der Karawanenführer, ein kräftiger Mann namens Diku, spricht Tamaschek. Mano übersetzt, erklärt zugleich: «Die Karawane der Tuareg verbindet Sahara und Sahel. Die beiden Regionen ergänzen sich. Die eine kann nicht ohne die andere auskommen. Deshalb absolvieren Männer wie Diku jedes Jahr diesen dreimonatigen Marsch. 2000 Kilometer zu Fuss!» Um das Salz aus der Wüste auf die Märkte des Sahels zu tragen. Ich bin beeindruckt. Wie hätte ich auch darauf kommen können, dass im Zeitalter von Bill Gates Kamelkarawanen noch eine solche wirtschaftliche Bedeutung zukommt? Ob ich mich ihm für ein paar Tage anschliessen dürfe, frage ich Diku. Der Alte lacht, nickt. Mano teilt mir seinen Koch Ahmed als Übersetzer zu, verspricht, mich in ein paar Tagen wieder aufzugabeln. Dann braust er davon in Richtung Agadez, zurück zur Wirtschaft mit den Touristen.

So wurde Diku zu meinem ersten Wüstenlehrer. Ständig forderte er mich zum Sehen auf. Weil in der Wüste der Weg immer dem Blick folge. Abgesehen von ausgebleichenen Knochen und Schädeln verendeter Kamele gab es im Ténéré keine Wegweiser. Darum legte Diku seinen Kopf meist leicht in den Nacken zurück, kniff die Augen zusammen und liess

den Blick durch den Sehschlitz seines vielfach gewundenen Turbans schweifen. Stets auf der Suche nach Fixpunkten: Meistens nach einem *Adrar*, einem jener wie aus Blätterteig-Schichten geformten Wüstenberge. Oder eine Dünenkette, die sich, für ungeübte Augen kaum wahrnehmbar, in der Ferne über die Ebene hob. Oder gar das Wunder einer Akazie, eines einzelnen Baumes im Umkreis von Hunderten von Kilometern. Manchmal auch nur die Reste einer verdursteten Akazie – knorrige Äste, die aus dem Sandmeer ragten wie die Arme von Ertrinkenden. Im Prinzip leuchtete mir Dikus Orientierungsmethode ein. In der Praxis half sie mir herzlich wenig. Denn vor uns, hinter uns, um uns herum erstreckte sich *Tafassasset*, die flache, profillose Sandebene. Geografie und Geometrie vereinten sich, machten die Erde zur Scheibe, hinter deren Peripherie jeden Abend um kurz vor sieben die Sonne in den kosmischen Abgrund stürzte.

Morgens, wenn ich zögernd aus meinem Schlafsack kroch und die Tuareg ihre über Nacht steif gefrorenen Füße über einem Feuer aus Kamelkötteln auftauten, drehte ich mich als Erstes 360 Grad um die eigene Achse. Um nachzuprüfen, ob der Horizont noch immer jenen makellosen Kreis beschrieb, dessen Mittelpunkt ich selber war. Dann richtete ich meinen Blick gen Westen, unsere Marschrichtung für den kommenden Tag. Der Gedanke, dass ich schon jetzt, vor unserem Aufbruch, ohne Fernglas das Gebiet sehen konnte, wo wir am Abend unser nächstes Lager aufschlagen würden, erfüllte mich mit einem Gefühl ungeheurer Bodenlosigkeit.



Nie zuvor hatte ich eine solche Landschaft gesehen. Die Welt, aus der ich kam, bestand aus Gegensätzen. Aus Formen, Konturen, Farben, die sich klar voneinander abhoben, um ihren Anspruch auf Wichtigkeit gegen die konkurrierende Fülle anderer Konturen, Formen, Farben zu verteidigen. Spazierte ich auf den Boulevards und Avenuen von Paris, empfand ich, was ich sah, oft als visuelle Schreie. Der Ténéré bot das Gegenteil: eine totale Stille, auch für die Netzhaut. Keine Kontraste, nur Verläufe. Alles ging ineinander über, zerfloss zu dem ermüdenden Eindruck einer sich ewig wiederholenden Einheitlichkeit. Am schlimmsten war das grelle Licht des Mittags, wenn das Auge nicht einmal mehr den Horizont ausmachen konnte, sondern nur noch eine flimmernde Durchsichtigkeit. Dann schien das Verschmelzen von Oben und Unten auf den gemeinsamen Ursprung von Himmel und Erde hinzudeuten.

«Wie kannst du dich ohne Horizont zurechtfinden?», frage ich Diku. «Nicht nur mittags, sondern auch bei Sandstürmen!» Der alte Karawanenführer zeigt auf den Boden, behauptet, es sei alles ganz einfach: «Tagsüber kann sich die Karawane am Wellenprofil orientieren, das der Wüstenwind in die hart gebackene Sandkruste fräst.» Jeder wisse, dass im Ténéré der Wind stets aus nordöstlicher Richtung wehe. «Also musst du deine Schritte in einem bestimmten Winkel zum Verlauf der Bodenwellen lenken.»

Mano Dayak stammte aus derselben Welt wie Diku. Und schien sich doch um Lichtjahre von ihr entfernt zu haben. In Paris war er zu jener Zeit schon eine Berühmtheit. Er kannte Filmstars, holte



das Fernsehen in die Dünen des Ténéré, um Saint-Exupéry's «Le petit prince» zu verfilmen, half Bertolucci bei dessen Dreharbeiten für «Der Himmel über der Wüste». Er nahm auch regelmässig an der verrückten Wüsten-Rally Paris–Dakar teil. Fasziniert von technologischen Neuerungen, von immer schnellerer Kommunikation, von Frauen so blond wie in amerikanischen TV-Serien, jettete Mano zwischen Agadez und Paris, zwischen der Lichterstadt an der Seine und Nigers altem Tor zur Wüste. Doch manchmal packte ihn eine andere Art von Unruhe. Dann fuhr Mano hinaus in den Ténéré, um unter freiem Himmel zu schlafen. Oder nach Tiden, einem Wadi im Aïr-Gebirge, zwei Autostunden nördlich von Agadez. Dort lebte seine greise Mutter in einem Nomadenzelt. Wie einst Mano. Bis zu jenem Tag, als ein Kolonialgendarm nach Tiden gekommen war, den Jungen zu sich aufs Kamel gezogen und ihn fortgeschleppt hatte in die «Nomadenschule». Lange war Manos Mutter weinend dem Kamel hinterhergelaufen.

So wurde Mano Dayak zum modernen Nomaden. Nach dem Abitur trampfte er durch die Sahara nach Europa, reiste weiter nach Amerika, kehrte irgendwann heim in den Niger mit dem Vorsatz, im Rahmen einer Doktorarbeit «ethno-soziologische Studien» über sich selbst zu betreiben. Als er sich der Absurdität dieses Unternehmens bewusst wurde, gründete er Temet Voyages, eine Tuareg-Reiseagentur für vermögende Wüsten-Fans. Und machte damit selbst ein Vermögen.

Manos *dolce vita* ertrank in einem Blutbad. Im Mai 1990 richtete Nigers Armee ein Massaker unter Tuareg an, die vor der Dürre von 1984/85 nach Algerien geflüchtet waren und nun mit internationaler Hilfe in ihrer alten Heimat neu angesiedelt werden sollten. Doch in Tchín-Tabaraden, einem Auffanglager im Busch, warteten Tausende vergeblich. Die Regierung verkaufte sie auf dem Markt der Hauptstadt Niamey. Als es in Tchín-Tabaraden zu Unruhen kam, rückte die Armee an, eröffnete das Feuer, vergiftete die Brunnen. Die Zahl der Opfer wurde auf 1700 geschätzt.

Zunächst ignorierte Mano das in den Wüstensand gelegte Schlangenei. Bis zu jenem Tag, als ein in Lumpen gekleideter Tuareg ihn in seinem Büro in Agadez aufsuchte. Der Mann kam aus Tchín-Tabaraden. Zwei Söhne waren vor seinen Augen erschossen worden. Über Mano schlug eine Falle zu. Dem Greis standen Tränen in den Augen. Und für einen Tuareg gibt es nichts Schlimmeres, als zu weinen. Es entehrt ihn, zwingt aber auch die Zeugen seiner Schande zum Handeln, sofern sie dazu in der Lage sind. Deshalb wohl hatte der Greis seine Tränen zu Mano Dayak getragen. Weil dieser im Dafürhalten der Nomaden der

einzigste Tuareg in Niger war, der es zu etwas gebracht hatte in der Welt der Sesshaften. Mano besass die Fähigkeit zum Handeln. Und damit nun auch die Pflicht dazu.

In erster Linie wollte Mano weiteres Blutvergiessen verhindern. Aber die Lage wurde von Tag zu Tag komplizierter. Das Massaker von Tchín-Tabaraden hatte weitere Tuareg aus der Wüste zurückgelockt in ihre alten Heimatn im Norden Nigers und Malis. Sie waren aus libyschen Kasernen desertiert und hatten ihre Kalaschnikows mitgebracht. Nun waren sie verschanzt in den Felsen von Aïr und Ifoghas. Und die Kunde von einer *rébellion touarègue* wuchs wie ein orientalisches Märchen, das von Mund zu Ohr wandert und mit jedem Erzählen grossartiger wird. Dabei handelte es sich anfangs nur um einen kleinen Haufen. In Niger habe ich sie selbst gezählt: 17 Rebellen, die so taten, als wären sie 170. Sie stammten aus Oberst Ghadhafis Islamischer Legion, hatten dem Libyer als Kanonenfutter für seine Kriege in Tschad und als Leihgabe an die Palästinenser-Guerilla PLO in Libanon gedient. Nun aber wollten sie Rache für Tchín-Tabaraden nehmen und einen unabhängigen Staat für die Tuareg.

Die Rebellen nannten sich «Ichomar», abgeleitet von *chômeurs*, dem französischen Wort für Arbeitslose. Diesen Namen hatten ihnen die Nomaden verpasst. Das libysche Kasernenleben, so fanden die alten Hirten und Kameltreiber in den Wadis, hatte ihre Söhne entfremdet. Hatte sie zu arbeits- und nutzlosen Menschen gemacht. Die Rebellen jedoch akzeptierten den Namen voller Stolz. In ihren Ohren klang «Ichomar» nach Abenteuer und Spass. Drei Utensilien machten fortan den echten Ichomar aus: seine Kalaschnikow, die zerbeulte Teekanne im Rucksack und die Gitarre zum Tagesausklang am Lagerfeuer.

Die Regierung in Niamey verdächtigte Mano, hinter den Unruhen im Aïr zu stecken. Wer, wenn nicht der Chef von Temet Voyages, besässe die logistischen Mittel, um eine Rebellentruppe in der Wüste mit Lebensmitteln zu versorgen? Vergeblich appellierte Mano an die Vernunft aller Beteiligten, versuchte zu vermitteln zwischen Norden und Süden, Sahara und Sahel. Für das Militär war das Tuareg-Problem identisch mit Mano Dayak. Und wie liess sich am besten ein Problem lösen, das aus einer einzigen Person bestand? Wir zogen die notwendigen Schlüsse: Als die Truppen in Manos Haus in Agadez einmarschierten, war er schon unterwegs zu meiner Wohnung in Paris. Ich selbst blieb noch eine Weile in Agadez. Sah, wie das Leben dort verrottete. Die Soldateska tobte in den Strassen, ab Sonnenuntergang herrschte Ausgangssperre, viele Tuareg flohen in die Wüste. Und im Aïr begann der Krieg.

Es war eine abenteuerliche Geschichte, in die wir da Anfang 1992 verwickelt wurden. In ihr spielten nicht nur Soldaten und Rebellen eine Rolle. Sondern auch Frankreichs Geheimdienst DGSE, der Mano unterstützte. Während Frankreichs Regierung doch offiziell auf der Seite von Nigers Regierung stand. Aber die Strategen der «Françafrique» waren überzeugt, dass Mano zur Trumpfkarte im Spiel um die Zukunft des Sahels werden könnte. Weil er nichts hielt von einem Tuareg-Staat. Und weil er womöglich in der Lage war, den absurden Gedanken an Unabhängigkeit auch aus den Köpfen der Ichomar zu vertreiben.

Als Mano im Januar 1993 auf unerklärten Wegen – der DGSE setzte ihn per Flugzeug auf dem harten Sand des Ténéré ab – nach Niger zurückkehrte, hatte er im Gepäck ein Sprechfunkgerät dabei. Für die Rebellen war es wesentlich, Zugang zu Medien zu haben. In Konflikten, die sich nicht allein militärisch lösen lassen, ist politische Propaganda entscheidend. Wir schlossen uns an Radio Saint-Lys an, eine in Südfrankreich basierte Relaisstation für Seeleute. Meistens rief Mano abends in Paris an. Als Sprecher der Rebellenorganisation FLAA diktierte er seine Communiqués, die meine Frau Judith per Fax an die Medien weiterleitete. Dann gab er Grüsse von Freunden durch; ehemaligen Angestellten von Temet Voyages, die sich der Rebellion angeschlossen hatten. Da Mano sich am Telefon nie beklagte, gingen wir davon aus, dass alles zum Besten stand. Im März 1993 beschloss ich, ihn zu besuchen. Ich flog nach Algier, von da weiter nach Tamanrasset, der Oasenstadt im Süden Algeriens, wo mich einer von Manos Leuten abholte.

Der Mann hiess Ati ag Moussa und besass einen klapperigen Pickup, der für die 600 Kilometer lange Fahrt quer durch die Wüste völlig ungeeignet schien. Wir verliessen Tamanrasset mit ausgeschalteten Scheinwerfern in einer mondlosen Nacht. Wie Ati sich orientierte, blieb mir ein Rätsel. Er behauptete, er könne sich unmöglich verfahren. Weil er als Kind oft seinen Vater, einen Karawanenführer, in dieser Gegend begleitet habe. Später, als «Geschäftsmann», habe er illegale Migranten durch die Sahara transportiert. Einmal sei sein Pickup mit Motorschaden stehen geblieben, fünfzehn seiner Passagiere seien verdurstet. Keine beruhigenden Nachrichten. Doch dieses Mal hielt Atis Wagen durch. Nach zwei Tagen erreichten wir das Hauptquartier der Rebellen am Nordrand des Aïr. Ich sah Mano schon von weitem. In Kommandantenpose stand er auf einem Felsen, mit lässig verschränkten Armen und jenem weiten Tuareg-Blick, der sich im Horizont zu verhaken schien. Seit Paris hatte er fünfzehn Kilo abgenommen. Nun trug er Khaki-Uniform, einen grünen Turban, einen Bart und, seitlich von der Schulter hängend,

ein französisches Schnellfeuergewehr. Che Guevara in der Wüste! Ich machte eine Foto, wir haben oft darüber gelacht. Doch nachts am Feuer gestand mir Mano seine Sorgen. Die Rebellen waren gespalten. Ein Teil der Truppe war zu der alten üblen Tuareg-Sitte der Razzia zurückgekehrt. Die feigen Überfälle fanden im Aïr statt, und Opfer der Raubzüge waren fast immer schwarze Tuareg, Abkömmlinge ehemaliger Sklaven. Die Banditen machten keinen Hehl aus ihrem Rassismus.



Während der vier Wochen, die ich bei Mano verbrachte, lernte ich eine Menge über die Probleme der Ichomar. Das grösste lag darin, dass die Rebellen – in der Annahme, Mano vermöge alles – ihm blind vertrauten. Dies führte zu Verantwortungslosigkeit. Was Mano nicht selbst machte, wurde meist überhaupt nicht gemacht. Er kümmerte sich um alles persönlich, war politischer Stratege, Organisator für Logistik, Kontaktmann zu den Nomaden, ohne deren Hilfe die Rebellen nicht überleben konnten. Lange Zeit war er sogar der Einzige, der mit dem Funkgerät umgehen konnte.

Im Oktober 1993 schlossen sich Nigers Tuareg-Rebellen, inzwischen in drei Fraktionen aufgespaltet, unter Manos Präsidentschaft zu einer *Coordination de la Résistance Armée* zusammen: noch ein pompöser Name, an den kein Geschichtsbuch je erinnern würde. Alle Gruppen akzeptierten von Mano vorgeschlagene Friedensverhandlungen. Sie sollten im Februar 1994 in Ouagadougou beginnen.

Ich nutzte den Waffenstillstand für einen weiteren Besuch in der Wüste. Das Magazin «Geo» hatte mich beauftragt, ein Kamerateam ins Aïr und in den Ténéré zu begleiten, um dort anhand meiner früheren Reportagen einen Dokumentarfilm über die Tuareg zu drehen. Vielleicht waren die sechswöchigen Dreharbeiten die beste Zeit, die Mano und ich je zusammen verbrachten. Obwohl der Frieden noch auf wackeligen Beinen stand, kehrten im Aïr die Nomaden zu ihrem normalen Leben zurück. Und Karawanen mit Hunderten von Kamelen zogen erneut durch den Ténéré nach Bilma. Mano sprach von dem Frieden, der bald kommen würde. Davon, wie er Agadez in eine «Oasenuniversität» zu verwandeln gedachte. Im April 1995 schlossen Nigers Regierung und die Rebellen endlich Frieden. Die Tuareg hatten eine Menge erreicht: eine Dezentralisierung, in deren Rahmen sie ihre Zukunft weitgehend selbst gestalten konnten. Es war Manos Sieg. Und er gab seinen Rivalen das Gefühl, ihn nicht länger zu brauchen. Ein Rennen auf Posten und Pöstchen setzte ein. Die kleinen Führer der Rebellion zogen um nach Niamey, widmeten sich einem klimatisierten Müssiggang fern von der Wüste.

Mano blieb im Aïr. Im Warten darauf, dass die Regierung einige ihrer Versprechen wahr machen würde. Vor allem das Entwaffnen arabischer Milizen, die, unterstützt von Nigers Armee, Tuareg-Nomaden ermordeten. Doch nichts geschah. Da beschloss Mano, sich an den Premierminister zu wenden. Eine kleine Cessna sollte ihn im Gebirge abholen. Tagelang schunden sich seine Männer dort die Hände blutig, um in der 2000 Meter hohen Steinwüste des Bagan-Massivs eine Landebahn anzulegen. Am Vorabend des geplanten Treffens sprachen wir mit

Mano über Radio Saint-Lys. Wir vereinbarten, dass seine Rebellen uns am nächsten Tag gleich nach dem Start der Maschine anrufen sollten, damit wir unsererseits die Kontaktpersonen in Niamey informieren könnten. Es war unser letztes Gespräch.

Der Anruf aus der Wüste erfolgte wie geplant am Nachmittag des 15. Dezember. Die Verbindung war schlecht. Der Sprecher am anderen Ende musste seine Nachricht mehrmals brüllend wiederholen, bevor wir verstanden: Das Flugzeug war beim Start nicht vom Boden hochgekommen und gegen eine Felswand gerast. Der Tank war explodiert. Sich der brennenden Maschine zu nähern, war unmöglich. Hilflös sahen die Rebellen zu, wie die Insassen der Cessna verbrannten. Einmal hörten sie Schreie. Und glaubten, Manos Stimme zu erkennen.

So endete die Geschichte jenes Mannes, der das Schlangenei hätte zertreten können. Nach dem Krieg, sagte Mano, sollten im Air «Nomadendörfer» entstehen. Damit die Tuareg mit ihren Herden gegen die Dürren aushalten, möglicherweise sogar die Wüste zurückdrängen könnten. Damit sie sich nicht gezwungen fühlten, zu hundert Prozent sesshaft zu werden. Jede Siedlung würde mit einer Schule, einem Spital, Obst- und Gemüsegärten, einer landwirtschaftlichen Kooperative versehen sein. Es war eine geniale Idee. Wichtiger noch: Mano wusste, wo die Heimat der Tuareg lag. «Wir gehören zum Sahel», schrieb mein Freund einmal. «Wir sind seine Verbindung zur Wüste, so wie das Händlervolk der Haussa den Sahel im Süden mit der Savanne verbindet. Die vernünftigste Lösung läge in der Schaffung einer Bundesrepublik Niger und einer Bundesrepublik Mali. Besser noch, in der Bildung einer Sahel-Konföderation nach dem Muster Kanadas oder der Schweiz.»

«Und aus all dem ist nichts geworden», vermutet Luke Harding auf der dahintuckernden Piroge in Mopti. «Schlimmer», sage ich. «in Niger und Mali hat die Rebellion der 1990er Jahre ein fatales Erbe hinterlassen: Heerscharen von Ichomar! Laut den Friedensverträgen sollten sie in die nationalen Streitkräfte integriert werden. Aber sie fanden keinen Platz – weder in den Kasernen noch im Zivilleben.» Also blieben sie disponibel. Auf Abruf bereit für jedwede *nouvelle cause*.

Januar 2013, noch ein Augenblick in Mopti

«Der Flug nach Timbuktu ist verschoben!» Thiemoko versucht, seine aufgeregte Kundschaft zu beruhigen. Einige fordern ihr Geld zurück. «Im Norden tobt ein Sandsturm. Wir müssen warten, bis er sich

gelegt hat. Danach geht es sofort los!» Hmm. Was Thiemoko verschweigt, betrifft eine typische Eigenheit der saharisch-sahelischen Wetterkarte: Auf Sandsturm folgt nicht automatisch blauer Himmel! Im Gegenteil, meistens bleibt der aufgewirbelte Staub noch zwei bis drei Tage in der Luft hängen. Die Sonne kommt nicht durch, die Welt sieht aus wie aus dem Innern eines trüben Aquariums betrachtet.

Neue Timbuktu-Bilder laufen auf dem Bildschirm über der Bar. Gerade zeigt France 24, wie eine schwarze Menge die Häuser und Geschäfte von Mauren plündert. Ich kenne das Viertel. Es liegt im Norden der Stadt, dort, wo die Salzkarawanen aus Taoudenni eintreffen. «Haben die Leute etwas gegen Mauren in Timbuktu?», fragt Luke. Nicht nur in Timbuktu. In Bamako traf ich neulich Ould Khalifa, einen Busunternehmer. Das Gerücht war in Umlauf geraten, seine Busse hätten Jihadisten an die Front transportiert. Die Polizei plünderte seine Büros, klaute 20 Computer und einen Safe. Eine «Hexenjagd» sei im Gange, meinte Khalifa: 500 Mauren, lauter Geschäftsleute mit ihren Familien, seien bereits aus Bamako geflohen. Und in Timbuktu gibt es offenbar keinen einzigen Mauren mehr. Wer kümmert sich dann ums Salz? «Lass uns noch einmal auf den Markt gehen», schlage ich vor. Luke ist zu allem bereit, an Timbuktu glaubt er ohnehin kaum noch.

Am Ufer des Bani finden wir Faraji, einen schwarzen Salzhändler vom Stamm der Bambara. Seine Etalage – marmorfarbene Platten und Klumpen verschiedener Grössen – ist auf ebener Erde ausgebreitet. Daneben, unter einem von Stöcken abgestützten Plastikdach, bietet er uns einen Sitzplatz an. «Wieso hast du noch Salz?», frage ich. «Sind die Mauren nicht geflohen?» Faraji weist auf den Fluss. «Siehst du die Pinasse dort? Sie ist heute Morgen eingetroffen.» Das 20 Meter lange Boot wird gerade entladen. Träger schultern schwere Salzplatten, tragen sie von Bord, stellen sie aneinandergereiht auf den Strand. «Mein Lager», prahlt Faraji. «Das Salz schickt mir mein Bruder per Fluss aus Timbuktu. Wir haben einen Familienbetrieb.» Ich verstehe nicht. «Aber wie gelangen die Platten von den Salzminen in Taoudenni nach Timbuktu? Das geht doch nur mit den Karawanen der Mauren!» Faraji lächelt dünn. Karawanen, belehrt er mich, gebe es schon seit zehn Jahren nicht mehr. «Die Mauren haben sie durch Lastwagen ersetzt. Ein einziger Wagen transportiert mehr als eine ganze Karawane. Verstehst du?» Und was ist aus den Kamelen geworden? «Die Mauren haben sie an Schlachthöfe in Mauretania und Algerien verkauft.» Meine Verwirrung nimmt nur noch zu: «Und wer fährt die LKW?» «Glaubst du, Schwarze hätten keinen Führerschein?»

Faraji erbarmt sich. Er fischt ein Reiskorn aus dem Staub, hält es in die Luft. «Ohne uns Schwarze», ruft er, «könnten die Mauren nicht einmal dieses Körnchen bewegen. Sie haben das Geld, aber wir besitzen die Kraft. Und das Salz von Taoudenni gehört Mali, nicht den Mauren. Wenn sie jetzt fliehen, umso besser. Dann holen wir uns das Salz.»

Wir trotten zurück zum Hotel. «Ich habe nicht ein Wort verstanden», gesteht Luke. «Was hat das Salz mit der heutigen Lage in Mali zu tun?» Oh, das ist eine längere Geschichte. «Nun erzähl schon!» Also gut: März 2001, ich bin mit Liman ag Feltou, Manos Neffe in Timbuktu verabredet. Obwohl mein Freund dafür extra den weiten Weg aus Agadez kommen muss. Aber seit dem Tod seines Onkels reise ich nur noch in die Wüste, wenn Liman mich begleitet.

Die Karawane der Mauren

Im ersten Tageslicht brechen wir aus Timbuktu auf. Gegen zehn Uhr holen wir eine Karawane ein. 43 Kamele und drei Treiber, leicht als Mauren erkennbar – kein Targi würde so mittellos durch die Wüste ziehen. Wer die Salzkarawanen der Tuareg im Ténéré kennt, wird schwerlich all die Kleinigkeiten vergessen, die nur darauf abzielen, der Härte der Wüste mit den Listen einer besonderen Menschlichkeit beizukommen: mit Witzen und lautem Lachen, mit Gesängen, Trommeln und Rasseln, um die Kamele anzuspornen. Mit Erfindungen wie dem ambulanten Teebrauen – denn eine Karawane hält nicht vor Anbruch der Nacht, und kein Targi möchte es bis dahin ohne Tee aushalten. Nicht eine dieser Annehmlichkeiten beglückt die Karawane, die wir da vor uns sehen. Deren Begleiter trotten stur vor sich hin, lassen sich von der Sonne ausbrennen, frieren in der Nacht unter löcherigen Decken, die man anderswo keinem Hund zumuten würde.

Sind dies tatsächlich die Reste von Azalai, jenen legendären Karawanen, die im Mittelalter das «weisse Gold» aus Taoudenni, den Salzminen im Westen der Sahara, holten? Und die vor 900 Jahren Timbuktu, den «Brunnen der Sklavin Buktu», entstehen liessen? Seither liegt Taoudenni 14 Tagesmärsche nördlich von Timbuktu. Oder 700 Kilometer, wie die von anderen Messeinheiten besessenen Weissen behaupten. Auf 3000 Kamele schätzte der Sahara-Forscher Théodore Monod den Gesamtumfang der Azalai. Das war 1934.

Ich steige aus dem Wagen, marschiere eine Zeit lang neben dem Karawanenführer, einer hageren Gestalt mit kräftiger Nase. Unser Gespräch kommt nicht recht in Gang. Der Mann will Geschenke. Am

liebsten Geld. Zu meiner Überraschung gibt ihm Mahmoud, unser maurischer Fahrer, durch Gesten zu verstehen, er solle eine ordentliche Summe fordern. 50 000 CFA, rund 75 Euro, hält der Karawanier jetzt für angemessen. «Shuf!», schau!, ruft er und deutet auf seine nackten Füße. Tatsächlich, der Mann geht barfuss durch die Wüste. Über den brennenden Sand, der in die Fusssohlen schneidet, wenn die Krustenränder kleiner Bodenwellen hart gebacken sind. Und über die Reg, eine Steinwüste mit noch heisseren, noch schärferen Felsbröckchen, unter denen Skorpione lauern. Weshalb tut er das, wenn er es doch nicht nötig hat? Denn in welchem ärmlichem Aufzug er sich uns auch präsentieren mag, er ist kein armer Mann. Immerhin gehört ihm diese Karawane.

Weisse klagen oft über ihr gespanntes Verhältnis zu Mauren. Weil diese nie Wert darauf gelegt haben, Europäern gefällig zu sein. Sie sind Nachfahren arabischer Kriegerstämme, die im 7. Jahrhundert von ihrer Halbinsel loszogen, um für Allah die Welt zu erobern, und die sich im Laufe der Jahrhunderte mit Berbern und schwarzen Sklaven vermischten. Mauren wirken hart gegen sich selbst und noch härter gegen andere. Auch der spröde Islam, den sie praktizieren, scheint nicht derselbe zu sein wie jener, den die schwarzen Völker des Sahels bevorzugen, durchdrungen von Nachsicht mit den Schwächen des Menschen und seinem Bedürfnis nach Wundern und Schutzamuletten.

Natürlich verdanken die Mauren ihren schlechten Ruf zum Teil den Europäern, die ja, historisch betrachtet, mindestens genauso grausam und gierig waren. Antoine de Saint-Exupéry etwa, der legendäre Wüstenerzähler, gehörte zu jenen Bruchpiloten der Sahara, auf deren Maschinen die Mauren noch in den dreissiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts ihre Flinten abfeuerten. Bekamen sie einen Piloten zu fassen, liessen sie ihn nur am Leben, wenn er Lösegeld einbrachte. So wie es heute die Islamisten im Norden Malis und Nigers halten.



Doch Antoine de Saint-Exupéry war auch bemüht, in seinem Urteil den «befriedeten» maurischen Kriegern einigermaßen gerecht zu werden. «Was nutzen nun Gerste und Frieden?», fragt er in «Wind, Sand und Steine», seinem 1939 veröffentlichten Hauptwerk: «Der alte Krieger, der zum Hirten geworden ist, erinnert sich, dass er einst eine Wüste bewohnte, in der jeder Dünenrücken kostbare Gefahren barg, wo man Wachtposten um die Lager aufstellen musste, wo die Nachrichten von den Bewegungen der Feinde die Herzen um die nächtlichen Lagerfeuer höher schlagen liessen. Es kommt über ihn wie der Seegeruch, den niemand vergessen kann, der ihn einmal genossen hat. Er vergleicht diese herrlichen Erinnerungen mit seinem neuen Leben. Ruhmlos irrt er über eine friedliche Fläche, der jede höhere Weihe fehlt. Nun erst ist die Sahara für ihn zur Wüste geworden.»

Und vielleicht werden manche Mauren auch weiterhin dieser Beschreibung gerecht, bleiben sie die Söhne und Erben der Almoraviden – jenes Missionsordens, der Mauretanien einst zum Islam bekehrte, Marokko und Südspanien eroberte. Bevor sie in Sevilla oder Granada sesshaft wurden, zeichneten sich die Almoraviden durch eben jene Stärke aus, die den maurischen Karawaniers auf der Strasse nach Taoudenni anhaftet: Ausdauer und Verzicht auf jeden Komfort.

«Warum willst du diesem armen Karawanier nicht ein Geschenk machen?», fragt Mahmoud. «Stell dir vor, du müsstest hier ohne Schuhe durch die Sahara gehen!» «Warum schenkst du ihm nicht deine Schuhe?», rutscht es mir heraus. Mit verächtlicher Mine zieht der Karawanenführer davon. Mahmoud verschluckt ein paar Flüche. Die Hälfte des Geldes hätte er kassiert. Wenn überhaupt, so zählt der Fahrer unseres zweiten Wagens zu den allerentferntesten Nachfahren jener Feinsinnigen von Sevilla und Granada. Mahmoud ist ein dicker Mann mit Hang zu Jähzorn. Die ständige Anstrengung, seine jeweiligen Arbeitgeber freund-



lich anzublicken, haben sein junges Gesicht frühzeitig in Falten geworfen. Da ich ihn schon vor unserer Abreise aus Timbuktu für das Mieten seines Wagens mit ihm als Fahrer bezahlen musste, widmet er sich nun den verschiedenen Möglichkeiten des Hinzuverdienens. Dies ist nicht das erste Mal, dass wir an den Rand unschöner Worte geraten.

Der offizielle guide unserer Expedition ist Mahmouds Freund Lamine, auch er ein Maure. Nachts höre ich ihn oft psalmodieren. Meist gegen drei Uhr, wenn ihm Wind und Kälte den Schlaf rauben. Dann hockt er, in Turban und Decke gehüllt, neben dem Vorderrad von Mahmouds Wagen. Wie erstarrt. Nur diesen Singsang von sich gebend, eine inbrünstige Interpretation von Koran-Suren, die als Schutz gegen shaitan wirken sollen. Denn die Nacht, glaubt Lamine, sei «der Tag des Teufels».

Im ersten Morgenlicht lockert unser Führer seine Glieder mit Turnbewegungen auf. Dann zieht er mit der Ferse im Rückwärtsgang ein Quadrat in den Sand, drei mal drei Schritte gross, und fügt diesem auf der Ostseite, dem Sonnenaufgang zugewandt, noch ein kleineres Quadrat hinzu. Seine «Moschee»! Er betritt sie barfuss, mit behutsamen Trippelschritten, und kniet sich in die Öffnung des kleinen Mekka-Quadrates, auf den Platz des Imam. Das grosse Quadrat in seinem Rücken ist für die übrigen Gläubigen bestimmt – die freilich ausbleiben. Einsam drückt Lamine vor Gott die Stirn in den Sand. Und empfindet es als gutes Omen, wenn ihm die feinen Körnchen noch stundenlang in den Falten seiner wachsenden Weisheit kleben bleiben.

So reisen wir den Karawanen nach. In zwei Geländewagen, die eine freiwillige Apartheid zum Ausdruck bringen: Im vorderen Auto sind die beiden Mauren unter sich, den hinterher fahrenden Wagen teile ich mit Liman und dem Fotografen Pascal Maitre. Mit Mahmoud und Lamine teilen wir nur eine auf Gegenseitigkeit beruhende Abneigung.

Am Morgen des fünften Tages erreichen wir Taoudenni. Es ist noch früh, die Sonne schüttet ihr erstes Licht auf etwas Fernes, das aussieht wie ein mit Hügeln überzogener Acker. Die Salzminen. Lamine lässt Mahmoud anhalten, kommt zum Seitenfenster unseres Wagens geschritten, erteilt Instruktionen: «Wenn wir ankommen, lasst euch auf kein Gespräch mit den Minenarbeitern ein! Erst gehen wir zum Kaïd. Ohne dessen Erlaubnis läuft hier gar nichts. Kapiert?»

Aus der Nähe ähneln die Minen einer Ansammlung gewaltiger Maulwurfshügel. Ihr richtiger Name ist Agorgott – Taoudenni heisst nur das Dorf an ihrem Rande. Zwischen den aufgeworfenen Erdhaufen klaffen Löcher, drei bis fünf Meter tief. Sie sind rechteckig angelegt, haben messerscharf gezogene Wände und in die Erde geschnittene

Treppenstufen, die wie in eine pharaonische Totenkammer hinabführen. Gegen Lamines Befehl halten wir an. Ich steige aus, trete an den Rand eines der Löcher. Unten schufteten drei Schwarze. Einen Moment lang starren sie zu mir empor. Weder feindselig noch freundlich. Aus Augen, die riesig erscheinen. Hinter mir höre ich Lamine brüllen: «Zum Kaïd!»

Also los, auf zum Herrscher von Taoudenni! Dem Erben einer stolzen Geschichte: Vor rund 400 Jahren wurden Taoudenni und Timbuktu durch die Truppen des Sultans von Marokko erobert. Der Sultan übertrug die Kontrolle über die kostbaren Salzminen einem *kaïd*, einem Beamten, der in seiner Person die Funktionen des Administrators, des Richters und des Polizeichefs vereinte. Doch mit der Zeit lockerten sich die Bande zum marokkanischen Sultan, und der Kaïd von Taoudenni wurde zu einem eigenmächtigen Potentaten. Zum Herrscher über Salz und Sklaven.

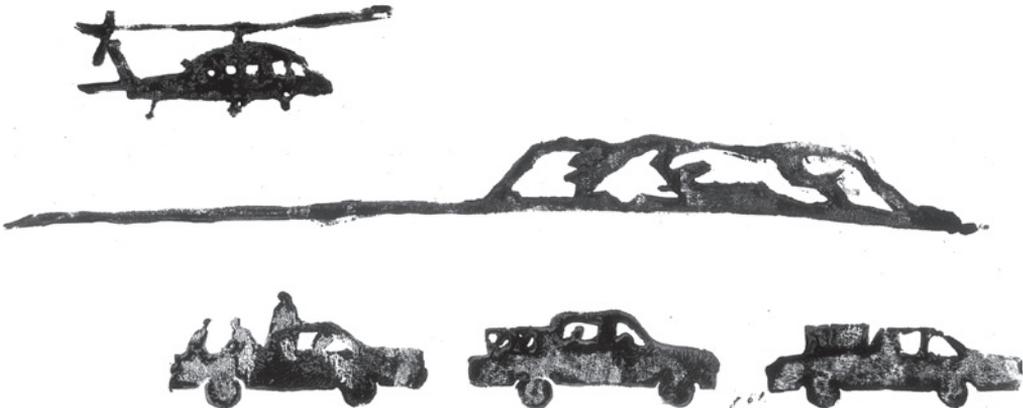
Der Fürst, ein greiser, dünner Maure, empfängt uns mit würdevollem Kopfnicken vor seiner Haustür. Er bewohnt eine Hütte, deren Einrichtung aus einer auf dem Boden ausgebreiteten Wolldecke besteht. Wir lassen uns nieder. Abermaliges Nicken, Lächeln, wieder Nicken. Dann wachsen uns herrliche Blumen aus dem Mund. Der Kaïd und ich ergehen uns in schwelgenden Reden. Ein glückseliger Lamine übersetzt: des Herrschers Entzücken, uns in seinem bescheidenen Heim zu empfangen; meine Dankbarkeit, in seinen Schatten treten zu dürfen, gebeugten Hauptes, denn das Gewicht der uns gewährten Ehre ist nicht unerheblich. All das. Das Türloch lässt nur wenig Licht ins Innere. Genug jedoch, um festzustellen, wer von den weiteren Anwesenden gerade ein zustimmendes «Inschallah!», (So Gott will!), «Bismillah» (Im Namen Gottes!) oder «Al-hamdulillah!» (Gott sei gepriesen!) beisteuert.

Ein Teller mit Kamelfleisch macht die Runde. Darauf folgen klebrige Gläser mit überzuckertem Minztee. So kommen wir zum Geschäftlichen. Auf dass uns in Taoudenni niemand beim Spazieren und Besichtigen störe, werde er uns drei Schwarze als Schutzgeleit mitgeben, erklärt der Kaïd. Sie würden die Arbeiter davon abhalten, aus ihren Löchern zu kriechen, um uns anzubetteln. Auf jeweils 10 000 Francs CFA schätzt der Greis den an ihn selbst zu erstattenden «Arbeitsausfall» für die Schutzleute, die ja sonst «ebenso viel» in den Minen verdienen würden. Wäre dem tatsächlich so, würde das Los der Salzhacker zu den beneidenswertesten in der Sahara zählen. Aber sei's drum: Uns macht es nicht arm, ihn macht es kaum reicher. Offenbar geht es nur um das Prinzip, dass dem Herrscher eine messbare Achtung gebühren müsse. Wir erheben uns und treten zurück ins Freie.

Und plötzlich wird der Seele übel. Die Behausungen, die den Weg zu den Minen weisen, sind nur Höhlen: schiefe, aus Erde und Salzsteinen aufgeschichtete Mauern, die einen fensterlosen Raum umschliessen. Die Türen, manchmal bis auf halbe Höhe im Sand versunken, sind kleine schwarze Löcher. Ein zorniges Brummen liegt in der Luft: Fliegen. Zahlreich wie schwarze Sterne am Himmel des Tages. Sie stürzen sich auf alles, was Feuchtigkeit verspricht: Nasenlöcher, Augenränder, Mundwinkel. Wir erreichen die Minen. Zwischen den Erdhaufen windet sich ein Trampelpfad von einer Grube zur nächsten. Der Wind scheint hier ewig zu wehen. Er vermischt roten Staub mit weissem, Erde mit Salz.

Einer der Arbeiter keucht zum Gotterbarmen, als wir zu ihm in sein Loch hinab steigen. Mir fallen seine Füsse auf: rissig, wie von Säure zerfressen. Steif und schwankend steht der Mann in der sengenden Sonne. Er wartet auf zwei weitere Männer. Sie sind in einem Stollen, der waagrecht in den Salzboden führt. Ich gehe in die Hocke, sehe die beiden in fünf Meter Entfernung. Der eine liegt auf dem Rücken, der andere kauert neben ihm. Ausgerüstet mit Hacke und Pickel, die aus der Bronzezeit stammen könnten. Sie haben einen Salzblock aus der Wand des Stollens gebrochen, ziehen und drücken ihn jetzt ächzend ins Freie. Der Mann draussen übernimmt die Feinarbeit. Er muss die Blöcke für die Karawanen zurechtmeisseln: einen Meter hoch, 50 Zentimeter breit, 2 Zentimeter dick. Zu einer Platte, die 25 bis 30 Kilo wiegt.

Wie soll man Taoudenni beschreiben? Wie das Unfassbare, das Ungeheuerliche erklären? Die Minenarbeiter – laut dem Kaïd sind es 400 – siechen in einem mittelalterlichen Greuel, in einer Welt des Hieronymus Bosch. Vielleicht lässt sich der Ort am besten durch das



definieren, was ihm fehlt. Da ist keines jener Geräusche, die anderswo von Leben zeugen. Kein Hundebellen, keine Eselsschreie, kein Vogelgezwitzcher. Es gibt keinen Baum, keinen Strauch, kein Gras. Auf dem Boden, hier und da, ein Rest von Resten: der abgerissene Absatz einer Plastiksandale, ein zerfranstes Stück Karawanenstrick, ein Schnipsel vergilbtes Papier. Kein Kinderlachen. Keine Frauen. Kein Anflug von Weichheit und Sanftmut, der das Grauen hätte lindern können. Taoudenni ist eine Grenze – jenseits davon ist nur noch Agonie. Wer in diesem siedenden Loch ernsthaft erkrankt, den muss der Tod erlösen.

Noch etwas ist nicht zu übersehen: Alle, die hier im Salz schuften, sind schwarz. Und die Männer des Kaïd verbieten ihnen, mit uns zu reden. Mit einer Ausnahme. Ganz allein in einem Salzloch sitzt ein Targi. Ein dreieckiges Gesicht mit glanzlosen Augen und schlaffen Wangen; ein schütterer Haarkranz, der den knochigen Schädel umschliesst wie Akaziengestrüpp eine kahl gefressene Ziegenweide.

Mohamed ag Ataher ist der Sohn verarmter Nomaden. Liman spricht ihn auf Tamaschek an; niemand wagt es, ihn daran zu hindern. Die beiden unterhalten sich lange. Dann übersetzt Liman: Mohamed hat bei einem maurischen Händler in Timbuktu einen Kredit aufgenommen, rund 600 Euro. Nicht die gesamte Summe auf einmal, sondern peu à peu, um seine Familie zu ernähren. Bis der Händler den Geldfluss sperrte und den doppelten Betrag zurückforderte. Er liess seinem zahlungsunfähigen Schuldner die Wahl: Gefängnis oder Taoudenni.

Dies ist das Schicksal der meisten, die in den Minen verkommen. Das Schuldknechtsystem von Timbuktu hat sie zu Sklaven gemacht. Viele maurische Händler in der Stadt unterhalten eine Konzession in



Taoudenni und versorgen die Minen mit immer neuen Arbeitskräften. Die lächerlich niedrigen Monatslöhne verrechnen sie mit den Schulden. Nur können diese nie getilgt werden. Jeden Sommer, wenn eine höllische Hitze Taoudenni leert, kommen die Minenarbeiter mit der letzten Karawane und leeren Händen zurück nach Timbuktu. Dann müssen sie, um sich zu ernähren, neue Kredite aufnehmen und im September wieder nach Taoudenni ziehen. Manche arbeiten schon 20 Jahre in den Minen.

Mohamed ist erst im Vorjahr nach Argogott gekommen. Und darüber zum Skelett geworden. «Ich kann nicht mehr», sagt er. «Ich versuche es jeden Morgen, aber es geht nicht. Ich kann die Platten nicht mehr heben. Ich kann nicht einmal mehr das Werkzeug heben.» Unsere Ohnmacht wird unerträglich. Was könnten wir tun? Mitleid zeigen? Was würde es ihm nutzen?

Aufbruch in Eile. Schnell, fast übergangslos, kommt die Nacht. Da taucht im Licht unserer Scheinwerfer ein dünnes Männchen auf. Mohamed ag Ataher. Er hat einen sauberen *boubou* angelegt, um sich würdig von Liman zu verabschieden. Sie halten sich einen Augenblick bei der Hand, schlagen sich gegenseitig auf die Schulter. Als Liman ins Auto steigt, lässt er einen 40-jährigen Greis zurück.

«Was ist aus dem Mann geworden?», fragt Luke Harding. Ich weiss es nicht, nur: «Es gab ein Nachspiel. Pascal Maitre, der Fotograf, kam 2006 erneut nach Taoudenni. Und musste die Minen schnell wieder verlassen. Fremde hatten sich in dem Ort eingenistet. Junge Männer, bewaffnet. Den Minenarbeitern hatten sie T-Shirts mit einem Abbild von bin Ladin geschenkt.» Versteht Luke, was ich sagen will? Die neuen Herren von Taoudenni waren die heutigen Jihadisten. Die Schlange war aus dem Ei geschlüpft.

Januar 2013, ein kurzer Augenblick in Sévaré

Wir wagen einen Vorstoss in Richtung Timbuktu. «Lass uns so tun, als hätten wir eine Erlaubnis von den Franzosen», schlage ich vor. Luke ist einverstanden, was haben wir schon zu verlieren? An der Nordausfahrt des Städtchens Sévaré, eine Viertelstunde von Mopti entfernt, halten wir an einer Strassensperre der malischen Armee. Ein Soldat kommt ans Wagenfenster, will unsere Papiere sehen. Wir zeigen die Akkreditierung des Informationsministeriums in Bamako. Jeder ausländische Journalist bekommt sie problemlos – ein Blatt Papier ohne Foto. «Wir haben auch eine mündliche Genehmigung seitens der Fran-

zosen», lüge ich. «Ein Offizier erwartet uns in Timbuktu.» Dem Soldaten ist es egal, er hat andere Befehle. «Fahren Sie zurück in die Stadt», sagt er. «In der Kaserne fragen Sie nach Hauptmann Maiga. Er ist für Journalisten zuständig.»

Hat also nicht geklappt. «Wir können ja trotzdem zur Kaserne fahren», schlägt Luke vor. Ich weiss nicht. Die malische Armee ist mir nicht geheuer. Das Gros ihrer Soldaten ist disziplinlos, feige und brutal. Als die Jihadisten vor zwei Wochen nach Süden vordrangen, sind die malischen «Elitetruppen» geflohen wie Hasen vor dem Jäger. Hätten sie die nördlich von Sévaré gelegene Stadt Konna verteidigt, wären die Franzosen heute nicht in Mali. Und jetzt folgen die malischen Soldaten der *Légion étrangère* in die befreiten Ortschaften und rächen sich an angeblichen «Kollaborateuren» und «Verrätern». In einem Brunnen von Sévéré wurden vor ein paar Tagen über 20 Leichen entdeckt.

Am Kasernentor fragen wir nach Hauptmann Maiga. Ein Soldat macht sich auf die Suche, wir müssen draussen vor dem Tor warten. Irgendwann erscheint ein Mann in grüner Uniform. «Wie kann ich Ihnen helfen?», fragt er höflich. «Wir müssen dringend nach Timbuktu!» Hauptmann Maiga schüttelt bedauernd den Kopf. «Die Piste nach Timbuktu ist leider gesperrt.» – «Wir übernehmen das Risiko. Können wir uns einem Truppenkonvoi anschliessen?» – «Ein Armeelastwagen ist gestern auf eine Mine gefahren», entgegnet der Offizier nun etwas schroffer. «Zwei Soldaten wurden getötet.» Beschämt verabschieden wir uns.

Auf dem Bildschirm über der Hotelbar in Mopti geht der Krieg weiter. Die französischen Truppen erreichen Kidal, die letzte Hochburg von Ansar ad-Dine. Jener Terrorgruppe, die noch vor wenigen Tagen in Timbuktu tobte. Iyad ag Ghaly, der Führer von Ansar ad-Dine, wohnt in Kidal. Oder vielmehr *wohnte* dort. Iyads Haus, meldet ein Fernsehsprecher, sei von der französischen Luftwaffe zerbombt worden.

«Was ist wohl aus dem Haus von Ati ag Moussa geworden?», frage ich vor mich hin. Laut genug, dass Luke Harding es hören muss. «Meinst du den Schmuggler aus deiner ersten langen Geschichte?», fragt mein Kollege. Ich glaube, die Fortsetzung interessiert ihn. Januar 2001, Liman hält vor einem eisernen Hoftor, hupt dreimal. Das Tor öffnet sich.

Die Karawane der Marlboros

Freude. Umarmung. Mein alter Freund Ati ag Moussa! Das letzte Mal bin ich ihm vor neun Jahren begegnet, in jener mondlosen Nacht in Tamanrasset, als er mich von Algerien nach Niger geschmuggelt

hat. Seither hat er sich in Kidal niedergelassen. In einem stattlichen Haus am Stadtrand, mit Blick auf die Wüste. In seinem zur Oase bewässerten Innenhof prunkt eine Parabolantenne, drinnen stehen ein Farbfernseher, ein Faxgerät, ein Satellitentelefon. Und vor dem Haus parkt auch längst nicht mehr der klapperige Pick-up von damals. Sondern die neuste Ausführung des japanischen 4x4-Know-hows. Hat Ati den Schatz von Ali Baba gefunden? Nein, erklärt mein Freund stolz: «Ich bin jetzt Marlboro!» So nannten sich in jenen Tagen die Zigarettenschmuggler der Südsahara. Die Ware kam steuerfrei aus Cotonou, dem Hafen von Benin, und gelangte auf Lastwagen nach Assamaka, Nigers letztem Dorf vor der algerischen Grenze. Dort deckten sich Schmuggler aus verschiedenen Ländern der Region ein. Allen voran Ati. Mindestens einmal im Monat fuhr er nach Assamaka, packte seinen Pick-up mit 25 000 Schachteln voll, um sie jenseits der Grenze zum doppelten Preis zu verschachern. Nach Abzug der Kosten für Benzin, Lohn für einen Helfer, Schmiergelder für ein paar Generäle blieb ihm von jeder Reise ein Gewinn in Höhe von zwei Millionen Francs CFA: 3000 Euro – in einem Land, dessen Bürger im Durchschnitt weniger als 300 Euro im Jahr verdienen.

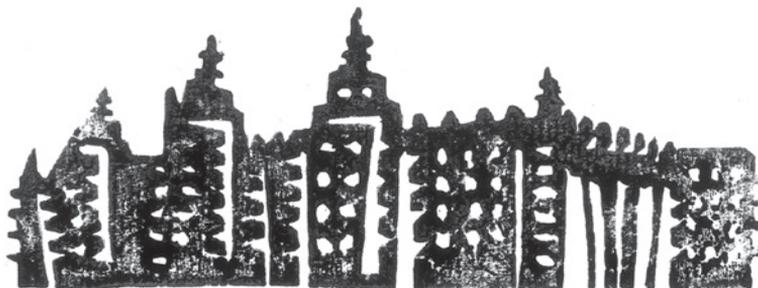
Damit waren die Marlboros die stärksten Wirtschaftsfaktoren im Norden Malis. Früher hatten die Nomaden im Ifoghas-Gebirge von Viehzucht und Karawanenhandel gelebt. Karawanen waren es auch gewesen, die ihr Vieh zu fernen Märkten geschafft hatten, in die Oasen-Städte Südalgeriens. Im Prinzip hatte sich daran nichts geändert. In der Praxis jedoch alles. Weil es nun die Grenze gab. Seit seiner Unabhängigkeit 1962 hatte Algerien die nomadisierenden Viehzüchter im eigenen Land sesshaft gemacht. Und war damit umso abhängiger geworden von Fleischimporten aus dem Sahel. Ein Umstand, der den Nomaden im Ifoghas eigentlich hätte zugute kommen müssen. Dort nämlich kostete ein Hammel ein Drittel von dem, was er 500 Kilometer weiter nördlich einbrachte. Aber die Algerier liessen keine malischen Karawanen in ihr Land. Stattdessen waren es algerische Lastwagenfahrer, die sich auf dem Viehmarkt von Kidal eindeckten. In ihre Taschen floss somit der Profit.

Unter diesen Bedingungen hatten Experten schon lange das Absterben des Nomadentums in Malis Norden prophezeit. Doch im Ifoghas hatten die Menschen gelernt, an eben jener Grenze zu verdienen, die ihnen ursprünglich die Existenzgrundlage zu rauben gedroht hatte. Nun zählte jeder Nomadenclan in seinen Reihen anstelle eines Karawanenführers mindestens einen Marlboro. Doch Ati, der König der Marlboros, fühlte sich noch immer als Nomade. Sein Haus in Kidal besass mehrere Schlafzimmer; er benutzte nicht eines davon. Schlieft stattdes-

sen draussen im Hof, in einem mit Matten ausgelegten Nomadenzelt. Nur dort fanden seine Sinne Ruhe: in Sichtweite von Mond und Sternen, auf der Haut das Gefühl von Wind, in den Ohren das Kläffen der Hunde, die nachts über die Staubpisten von Kidal streunten und das Nahen von Fremden signalisierten. In Wahrheit war Ati zwar längst vom Kamel auf Allrad-Antrieb umgestiegen, bewältigte in einer Stunde grössere Distanzen, als die Karawanen seines Vaters es an einem ganzen Tag vermocht hätten. Doch wann immer es ihm seine beruflichen Verpflichtungen erlaubten, brauste er aus der Stadt hinaus zu den Nomaden.

So wie an diesem Tag. Es geht heim, zu seinem Clan. Hinten auf dem Wagen liegen drei Sack Hirse für die Verwandtschaft. Sonst nur das Notwendigste: Kautabak, Tee, Zucker. Und versteckt unter der Dschel-laba, dem weiten Wollgewand, ein dicker Haufen Geldscheine. Davon soll sein Onkel Aghali Tiere kaufen – für Atis eigene Herde draussen in den Wadis des Clans. Denn wozu wäre all das Schmuggeln nütze, könnte man sich davon nicht einmal eine solide Rücklage aus Ziegen, Schafen und Kamelen leisten?

Bei Anbruch der Nacht erreichen wir unser Ziel. Als Erstes sehe ich einen einzelnen Reiter, das Gesicht verborgen hinter einem indigofarbenen Tagelmust, dem traditionellen Turban und Gesichtsschleier der Tuareg-Männer. Grüssend hebt der Nomade den Arm, Ati grüsst mit Hupen: «Mein Onkel Aghali.» Wie nur hat er ihn erkannt? Ati lacht: «Am Kamel! Nur Aghali besitzt eines von dieser Farbe. Rotbraun wie Azawad, die Ebene im Osten.» Er parkt den Wagen ein wenig abseits, einen Steinwurf vom Lager der Nomaden entfernt. Ein Dutzend Männer taucht aus der Dunkelheit auf. Einer hat einen Baumstamm im Schlepptau – unsere Sitzbank. Ein anderer wühlt mit den Händen eine



Mulde in den Sand – für das Lagerfeuer. Dann erscheinen die Clan-Ältesten. Sie grüssen nach Nomadenart: die flache Hand sanft und reglos gegen die Handfläche des anderen gedrückt. Dazu eine Litanei sich ständig wiederholender Fragen: «Wie geht es dir? Wie geht es deiner Familie? Wie geht es deiner Herde? Wie geht es...»

Später, am Lagerfeuer, ist Ati der Held der Runde. Im Dunkeln heulen Schakale. Aber sie wagen sich nicht ans Lager heran, um das die zitternden Ziegen und Schafe einen immer engeren Kreis bilden. «Die Algerier jagen uns mit Hubschraubern», erzählt Ati. «Vorigen Monat haben sie eine Marlboro-Karawane von 60 Pick-ups erwischt.» Einige sind im Sand verblutet. Andere wurden aus ihren zerbombten Autos ins Gefängnis von Tamanrasset verfrachtet. Ati aber konnte entkommen. Wieder einmal. Im leeren Dreieck zwischen Mali, Niger und Algerien bleibt nur der Wind noch weniger fassbar als Ati ag Moussa.

Als ich mich schlafen lege, dauern Atis Abenteuer noch immer an. Im roten Licht der Feuersglut wirken die Männer gespenstisch: ein Dutzend verschleierter Nomaden im Halbkreis um einen verschleierten Schmuggler. Er, der moderne Karawanier, versorgt seinen Clan nicht allein mit Lebensmitteln und Geld. Sondern auch mit Geschichten und mit Hoffnung. Und was könnte wichtiger sein in dieser Wüste?

«Dies liegt nun 12 Jahre zurück», erkläre ich Luke zum Abschluss der Geschichte. «Wäre mein Blick in jener Nacht schärfer gewesen, hätte ich vielleicht im Licht des verglimmenden Feuers das Ei der Schlange zu erkennen vermocht. Und hinter seiner Membran alle Merkmale einer aus europäischer Sicht besonders giftigen Brut: die Zukunft der Marlboros.» Denn mit den Jahren fanden die Karawaniers der Moderne eine noch viel einträglichere Fracht als Zigaretten. Zunächst marokkanisches Haschisch, das sie von Mauretanien durch die Südsahara nach Ägypten schmuggelten. Dann Kokain. Im November 2009 wurde im Busch bei Gao das halb verbrannte Wrack einer Boeing 727 entdeckt. Offensichtlich hatte die Maschine Stoff aus Kolumbien transportiert. Laut Uno-Experten gelangten pro Jahr 50 bis 60 Tonnen Kokain über das Land der Marlboros nach Europa. Es war einer der Gründe, die Frankreich für sein militärisches Eingreifen in Nord-Mali anführte.

«Und dein Freund», fragt Luke, «was ist aus ihm geworden?» Mit Ati sprach ich zum letzten Mal Anfang 2012. Er rief in Paris an. Teilte mir mit, er sei aus dem Geschäft ausgestiegen – «aus gesundheitlichen Gründen». Nun sei er unterwegs nach Mekka, noch am selben Abend gehe sein Flieger. «Eine Pilgerfahrt erster Klasse?» Luke ist amü-

siert. «Dein Freund musste es eilig haben.» Wie auch immer. Wenige Wochen nach seiner Rückkehr aus Mekka starb Ati ag Moussa, *le Roi des Marlboros*, an Krebs in einem Krankenhaus von Tamanrasset.

Februar 2013, ein Augenblick in Ségou

Thiemokos Luftbrücke hat sich in Luft aufgelöst. Der Flieger kommt nicht, eine Wagenkarawane verzweifelter Journalisten rast nach Süden. In Ségou, auf halbem Weg nach Bamako, treffen Luke und ich Flüchtlinge aus Timbuktu. Zwei Familien, die Tourés und die Traorés. Sie sind hier bei einem gemeinsamen Bekannten untergekommen. Jetzt sieht es so aus, als könnten sie bald zurück in ihre Heimatstadt.

Mama Touré, eine runde, ruhige Frau, berichtet zuerst. Von den Vergewaltigungen: «Die Islamisten holten sich Frauen und Mädchen aus unseren Häusern, wie es ihnen passte. Immer waren ihre Gesichter verschleiert. Du konntest nur ihre Augen sehen.» Und von den Auspeitschungen: «Meine Nachbarin, die gerade ein Kind zur Welt gebracht hatte, wurde auf einen Platz im Stadtzentrum geschleppt und erhielt 100 Peitschenhiebe. Weil sie nicht mit dem Vater ihres Babys verheiratet war.» Als die Islamisten den Laden der Familie in Stücke schlugen, weil dort früher Zigaretten und Bier verkauft worden waren, stiegen sie in den Bus und fuhren nach Ségou.

Jetzt erzählt Mama Traoré von Timbuktu. Das Schlimmste, was sie dort habe mit ansehen müssen, sei die Steinigung eines jungen Paares gewesen: «Die beiden waren unverheiratet im Bett erwischt worden. Sie wurden bis zum Hals eingegraben, jeder in einem eigenen Loch. Dann warfen die Islamisten Steine, aus ein paar Meter Entfernung, als würden sie einen Wettbewerb im Zielen machen. Es dauerte über eine Stunde, bis die beiden Verurteilten tot waren.»

Wir sind für den Rest des Tages deprimiert. «Was für Menschen können so etwas tun?» Lukes Frage ist rhetorisch gemeint. «Möglicherweise habe ich einige von ihnen getroffen», sage ich. Mein Kollege zieht mich an einen ruhigen Tisch im Garten der *Auberge*. «Ich weiss, es wird eine längere Geschichte», errät Luke.

Die Karawane der Ichomar

Eines Morgens in Kidal teilt mir Ati ag Moussa mit, er wolle einen Vetter besuchen: Ibrahim ag Bahanga. Der Mann betreibt seit zwei Jahren eine kleine Rebellion. An der Spitze von ein paar Dutzend Tuareg-

Kämpfern hält er einen Brunnen im Ifoghas-Gebirge besetzt. Gestern Abend hat Ati einen Kamelreiter losgeschickt, um unser Kommen anzukündigen. Damit sein Cousin nicht aus Versehen auf uns schießen lässt.

Wir durchqueren eine Ebene. Ohne Zelte. Ohne Herden. Stundenlang treffen wir niemanden ausser einem Wüstenfuchs, der erschreckt aus einem Grasbüschel schießt. Bahangas Rebellion, erklärte Ati, sei «normal». Weil sich die Regierung in Bamako nicht an die Abmachungen eines Friedensvertrages von 1996 halte.

Bahanga erwartet uns im Schatten einer Akazie: allein auf einer Kameldecke, neben sich die Kalaschnikow, ein Transistorradio, eine Teekanne – das komplette Outfit des Ichomar. 200 Meter entfernt parkt sein Pick-up, auf der Ladefläche prunkt ein aufmontiertes Maschinengewehr. Im Schatten des Wagens auf dem Boden ausgestreckt, döst ein 16- bis 17-jähriger Junge, die Arme im Genick verschränkt, den Turban über die Augen gezogen. Ist das die Leibwache des meistgesuchten Mannes von Mali? Klar, ich hatte von Bahanga gehört. Er galt als der radikalste unter Malis Tuareg-Rebellen. Geboren in Tin-Essako, einem Brunnen im Ifoghas, war er dort als Hirtenjunge aufgewachsen. Anfang der 1980er Jahre war er dem «Ruf Ghadhafis» nach Libyen gefolgt und in der Islamischen Legion zum Einzelkämpfer mit speziellen Killerfertigkeiten ausgebildet worden. Als Gründer des Mouvement Populaire de l'Azawad (MPA) hatte er 1990 die Tuareg-Rebellion im Norden Malis lanciert, gemeinsam mit Iyad ag Ghali, der 20 Jahre später die Scharia über Timbuktu verhängte.

Als ich ihn an jenem Tag besuche, ist Bahanga ein schlanker Mann von 30 Jahren, gekleidet in Jeans und Armeejacke, den Blick hinter einer Sonnenbrille verborgen. Er umarmt Ati und Liman, nickt mir höflich zu. Warum, wundere ich mich, nimmt die Armee ihn nicht einfach fest? Sein Aufenthaltsort ist ja kein Geheimnis. Wer sich in der Wüste niederlässt, tut es zwangsläufig am Wasser. Und jeder in Bamako weiss, an welchem Brunnen diese Rebellen seit nunmehr zwei Jahren logieren.

Wir sollen ihm in sein Hauptquartier folgen. Bahanga steigt in seinen Wagen, lässt den Jungen hinter das MG auf der Ladefläche klettern und fährt voraus. Fünf Minuten später halten wir vor einer scheinbar unbezwingbaren Barriere aus gewaltigen Felsbrocken und Geröll. Langsam schieben sich die Wagen weiter in das leicht ansteigende Granitfeld – auf einem Pfad, der erst aus nächster Nähe sichtbar wird. Die Rebellen müssen ihn in monatelanger Schwerstarbeit in das Geröllchaos gebrochen haben. Jetzt verstehe ich, warum es bisher niemand geschafft hat, Bahanga festzunehmen. Wer auf diesem Pfad zum Angriff

rollt, kann jede Hoffnung auf Sieg fahren lassen. In Kurven müssen wie vor- und zurücksetzen, oft mit durchdrehenden Reifen, die zu qualmen beginnen. «Das Kühlwasser kocht», stellt Liman fest und klopft auf die Anzeigenadel.

Das Rebellenlager liegt in einem ausgedehnten Kessel, umgeben von einem Wall aus schwarzen Granitblöcken. Eine natürliche Festung. Als wir ankommen, veranstalten die Rebellen eine Willkommensparade. Da marschieren Nomadensöhne im glitzernden Behang von Gewehren, Magazinen, Panzerfäusten und Patronengurten. Keine wirkliche Streitmacht. Eher eine Kommandotruppe, die meist des Nachts ausschirrt, um im Morgenrauen loszuschlagen: gegen eine Polizei-



stelle, eine Gendarmerie, einen einsamen Armeeposten. Um Waffen zu erbeuten und «Gefangene» zu machen. Geiseln wäre vielleicht der treffendere Ausdruck. Zwanzig von solchen armen Schluckern halten die Rebellen gerade in ihrer Gewalt.

Wozu das Ganze? «Wir fordern», erklärt Bahanga, «dass die Regierung die Gegend von In-Tedjedit zur Gemeinde erklärt.» Ich verstehe nicht. Ati erklärt: Es geht um eine Region, in der rund 80 000 Menschen leben – und ständig in ihr umherzogen. Weil sie nicht genügend Wasser finden. Jedes Jahr verdurstet rund ein Dutzend dieser Nomaden. Auf der Suche nach Weiden müssen sie ihre Herden so weit von den wenigen Brunnen forttreiben, dass ihr Wasservorrat nicht immer für den Rückweg reicht. «Wäre dieses Gebiet eine Gemeinde», schliesst Ati, «könnten die Nomaden einen Bürgermeister wählen.» Denn nur ein Bürgermeister, fährt nun Bahanga fort, dürfe in Mali Kontakte zu internationalen Hilfsorganisationen aufnehmen: «Die würden wir dann bitten, für die Nomaden Brunnen zu bauen.» Seine Gründe erscheinen mir ebenso einleuchtend wie erschreckend. Was für ein Land ist das, in dem Ichomar eine Rebellion betreiben wie anderswo Krämer einen Laden? Wo sie töten für das Recht, im Ausland um Hilfe zu betteln?

Stolz weist Bahanga auf seine exerzierenden Kumpane: «Die Armee der Nomaden!» Einer fällt mir besonders auf. In grünem Jackett mit goldenen Knöpfen, Kordeln und Epauletten wirkt er wie eine Operettenfigur. «Eine Parade-Uniform der malischen Gendarmerie», erklärt Bahanga. «Wir haben ihre Kaserne am Unabhängigkeitstag überfallen.»

Eine Weile noch schaute ich an jenem Tag den militarisierten «Nomaden» beim Exerzieren zu. Sie ähnelten jenen ersten 17, die ich zehn Jahre zuvor im nigrischen Aïr-Gebirge getroffen hatte. Dasselbe leichtfertige Gehabe, dieselbe verspielte Mordlust. Ichomar – durch und durch. Mit einem Unterschied. Die Truppe, die hier unter dem Befehl Bahangas aufmarschierte, bestand nicht mehr allein aus Libyen-Veteranen. Neue Rekruten waren dabei. Junge Burschen, die nichts Besseres vorhatten, als was sich mit einer Knarre anstellen lässt. Weil sie keine attraktivere Zukunft für sich erkennen konnten. Weil sie nichts anderes gelernt hatten. Wegen eines Mangels an allem. Das Einzige, was es in ihrer vertrockneten Heimat im Überfluss gab, waren Waffen und Langeweile. Und die Beute lag in Reichweite. Sie lag in den Städten. Fast erinnerten sie mich an die entwurzelten Immigrantenkinder in den Vorstädten von Paris. Gerade so, als wäre diese Rebellenfestung im Ifoghas-Gebirge eine Banlieue von Timbuktu und Gao. Das Ungeheuer im Ei der Schlange hatte sich weiterentwickelt.

Was Ibrahim ag Bahanga betrifft, so hat auch er noch eine Karawane organisiert. Sie führte von Libyen nach Mali und bestand aus Pick-ups, voll beladen mit Waffen und Munition aus den Kasernen der in Chaos endenden Ghadhafi-Herrschaft. Ohne den Krieg in Libyen hätte es keinen Krieg in Mali gegeben, glauben die Franzosen. Sie haben recht. Und ohne die Hilfe der Ichomar wäre auch al-Kaida nicht nach Mali gekommen. Bahanga und sein alter Kampfgefährte Iyad ag Ghali vollzogen einen aus ihren Augen nötigen Allianzwechsel. Jahrelang hatten sie Ghadhafi unterstützt, nun verbündeten sie sich mit dessen islamistischen Feinden. Gemeinsam mit Terroristen, Geiselnehmern und Drogen-Schmugglern übernahmen die hochgerüsteten Ichomar die Kontrolle über Malis Norden.

«Doch der letzte Triumph blieb Bahanga versagt», erzähle ich meine Geschichte zu Ende. «Im August 2011, ein halbes Jahr, bevor die Schlange die Macht über Timbuktu und Gao an sich riss, kam Ibrahim ag Bahanga bei einem Autounfall im Busch bei Gao ums Leben.»

Februar 2013. Ein letzter Augenblick in Bamako

Aus unserer Reise nach Timbuktu wird nichts mehr. Luke Harding ist schon wieder in London. Ich bleibe noch eine Nacht in Bamako, morgen geht der Flieger nach Paris. Der Fernseher in meinem Hotelzimmer zeigt französische Truppen, die im Adrar des Ifoghas nach letzten Jihadisten suchen. Die Region, glaubt der Sprecher, werde wohl auf unabsehbare Zeit eine «Unruhezone» bleiben.

Ich rufe Liman an. Auch er hat jetzt ein Handy, aber selten Empfang, seit er die meiste Zeit bei seiner Kamelherde am Wüstenrand verbringt. Heute habe ich Glück. «Wie steht es mit den Salzkarawanen im Ténéré?», frage ich. «Gibt es sie noch?» Limans Stimme klingt unendlich fern. Ich kann seine Antwort nicht verstehen. Dann ist er weg, verschwunden im Äther über der Wüste. Ich hatte nicht mal Zeit zu sagen, dass ich ihm diese Erzählung widme. Ihm, meinem Freund Liman ag Feltou, dem weisesten noch lebenden Tuareg, den ich kenne. Zwischen Sahel und Sahara ist die Verbindung oft schlecht in diesen Tagen.

Zwischen zwei Müttern

Als Baby gestohlen und verschenkt: Ein argentinisches Schicksal.

Vor dem Haus stand ein grüner Ford Falcon, Carlos, das Gesicht aus Stein, rannte ins Haus, fand Marta, die er Mama rief, in Handschellen, sie stand auf der Treppe und sah mich an, Angst in ihren Augen oder Scham, es war Mittwoch, 14. Juni 1995, Riobamba Ecke Lavalle, Buenos Aires, kurz nach zwölf.

Polizisten schoben sie in den grünen Ford und fuhren los, Carlos neben Marta, sie hielten sich an den Händen und sprachen kein Wort, Winter in Argentinien, noch heute, siebzehn Jahre später, sagt Carlos Rodolfo d'Elia Casco, geboren am 26. Januar 1978 um zehn vor zwei Uhr nachts in einer

geheimen Folterkammer der Polizei der Provinz Buenos Aires, Pozo de Banfield, Bezirk Lomas de Zamora, noch heute stelle ich lieber keine Fragen. Man hielt vor dem Hauptkommissariat in der Avenida Belgrano, bat Marta und Carlos aus dem Wagen und führte sie in weite graue Hallen, befahl sie auf eine hölzerne Bank, dort sassen wir und schwiegen, ich weiss nicht mehr, wie lange, eine halbe Stunde oder zwei.

Schliesslich brachten sie Marta Leiro, siebenundfünfzig, geschiedene Ehefrau des Kapitänleutnants a. D. Carlos Federico Ernesto de Luccia, in ein Büro und liessen den Jungen, den Marta für ihren Sohn ausgab, allein auf der hölzernen Bank. Nie, sagt Carlos, habe er bezweifelt, der leibliche Sohn von Marta Leiro und ihrem einstigen Mann zu sein, der ihn Pichino nannte, der ihm, weil das Kind darum gebettelt hatte, ein schwarzes Pferdchen mit weissen Beinen schenkte, der ihm abends, wenn Carlos im Bett lag, die Geschichte vom bösen schlaunen Kater Soundso erfand, und immer, sagt Carlos im Dezember 2012, liess Papa die Geschichte unvollendet, um sie am nächsten Abend erst fortzuspinnen.

Carlos Federico Ernesto de Luccia, verheiratet mit Marta Leiro, Kapitänleutnant und Mitglied des Geheimdienstes der argentinischen Marine, verliess die Armee 1971, fünf Jahre vor dem Putsch der Generäle, der nur wenige Stunden dauerte, 24. März 1976. Sofort lösten die Militärs den Kongress auf, setzten das oberste Gericht ab, liessen verhaften und, übers Land verteilt, rund 340 geheime Folterkeller einrichten, sie mordeten an die dreissigtausend Mal während sieben Jahren, heute weiss ich, sagt Carlos d'Elia, weisses Hemd, gebügelte Hose, dass mein Vater alles wusste.

Im Oktober 1977 bat Carlos Federico Ernesto de Luccia, nun Versicherungsvertreter, seinen Bekannten Rodolfo Aníbal Campos, Oberst und stellvertretender Polizeichef der Provinz Buenos Aires, mitverantwortlich für einundzwanzig Foltergefängnisse, um einen Gefallen. Campos leitete die Bitte an den Polizeiarzt Jorge Bergés weiter, der die Schächer, wenn sie zur Tat schritten, medizinisch beriet, der schwangere Gefangene, bevor man sie tötete, entband.

Am Vormittag des 26. Januar 1978 rief Carlos Federico Ernesto de Luccia seine Frau Marta Leiro an, mach dich fertig, ich hol dich gleich ab. Sie fuhren südwärts, es regnete, parkten an einer Ecke, an welcher, das habe ich nie herausgefunden, sagt Carlos d'Elia, bald fünfunddreissig, im kahlen Zimmer eines Hotels, hohe weisse Wände, ein Sofa, darauf dunkle Flecken, in der Ecke ein paar Zweige, gedörrte Bohnen daran, Buenos Aires im Dezember 2012, es regnet.

Ein Auto hielt an, und ein Mann stieg aus, gehüllt in einen langen Mantel, eine Kapuze auf dem Kopf oder eine Mütze, in den Händen ein Bündel,

Marta öffnete das Fenster, der Mann erschrak, Martita, was machst du denn hier? Es sei, sagt Carlos jetzt, nichts als Zufall gewesen, dass die Frau, die er noch immer Mama nennt, Marta Leiro, ihre Jugend im gleichen Viertel verbrachte wie der Mann, der sie Martita rief, Polizeiarzt Dr. Jorge Borgés, und ihr ein Kind durchs Autofenster schob, verklebt mit dem Blut seiner Mutter, eingeschlagen in Zeitungspapier, fährt schnell weg, und schaut euch nicht um.

So kam ich zu Mama.

Solche wie mich, sagt Carlos, gibt es in Argentinien rund fünfhundert. Carlos weiss nicht, wie lange er, getrennt von der Frau, die er für seine Mutter hielt, in einer Halle des Hauptkommissariats sass, um die Mittagszeit des 14. Juni 1995 brachten sie ihn nach San Isidro, eine halbe Stunde im Auto, ein Beamter links, einer rechts, Tribunal Oral Federal No 1, der Richter sagte, du weisst, weshalb du hier bist, du bist nicht das Kind von Carlos de Luccia und Marta Leiro, sondern von Julio d'Elia und Yolanda Casco, das waren Uruguayer, in Argentinien seit dem April 1974, verhaftet am 22. Dezember 1977 ganz hier in der Nähe, seither ohne Nachricht, Desaparecidos, verschwunden.

Ich will zu meinen Eltern.

Die sind tot.

Das geht mich nichts an.

Wir möchten ein bisschen Blut von dir.

Vergiss das!, schrie Carlos, siebzehn.

Er habe, sagt Carlos, mit seinen Eltern, Marta und Carlos, grosses Glück gehabt, was wäre ich ohne sie?, dankbar bin ich ihnen, Marta und Carlos, sehr dankbar, auch wenn sie mich belogen und betrogen haben.

Zum Dank dafür, dass Rodolfo Aníbal Campos, stellvertretender Polizeichef der Provinz Buenos Aires, Freund der Familie de Luccia, ihnen zu einem Kind verholfen hatte, nannten sie ihren Sohn Carlos Rodolfo. Und Campos' Vorgesetzter, ein gewisser Ramón Camps, zuständig für neunundzwanzig Folterkeller, schrieb dem Ehepaar de Luccia Leiro einen Brief, die Tatsache, dass sie, verehrter Carlos de Luccia und verehrte Marta Leiro, das unschuldige Kind von Staatsfeinden zum eigenen machten, sei ein Dienst am Vaterland, dem hohe Achtung gebühre.

Von Mama weiss ich, dass Papa den Brief schnell zerriss, ein Beweismittel, dass ich gestohlen war – aus den Armen meiner Mutter Yolanda. Wenn sie mich denn überhaupt je in den Armen hielt. Halten durfte.

Carlos Rodolfo d'Elia Casco, weisses Hemd, gebügelte Hose, Ökonom im Aussenministerium der Republik Argentinien, spreizt die langen schmalen

Finger, drückt sie auf den schwarzen Tisch, heute weiss ich, sagt er leise, dass die Umstände meiner Geburt, zumindest teilweise, mein Wesen bestimmen. Wer, noch im Bauch seiner Mutter, Folter erlebt, ist anders als der, dem dieses Unglück nie widerfährt. Wer, noch blutig von der Geburt, seiner Mutter entrissen wird, ist anders als – Carlos bricht ab, schaut in die weisse Wand.

Am Abend des 14. Juni 1995, es war längst dunkel, reiste Martas Bruder nach San Isidro, Onkel Enrique, und holte den Jungen zu sich nach Hause, ich weiss nicht mehr, wie mein Bett in seine Wohnung kam, meine Lampe, mein Schrank.

Ein halbes Jahr erst war das Kind bei Marta und Carlos, 1978, als der Mann, entzündet für eine andere, seine Frau verliess. Marta Leiro war Direktorin in einem Kindergarten und brachte den Kleinen, ihr einziges Glück, in eine Krippe, Carlos wuchs heran, ein fröhliches lautes Kind, sie belud es mit Küssen, las ihm abends, wenn es in seinem Zimmer lag, Stadtteil Barracas, Avenida Montes de Oca 1103, neunter Stock, eine Geschichte vor, das Schaukelpferd, das er so gern zähmte, hiess Federico, ich war dort, sagt Carlos d'Elia, sehr geborgen. Täglich rief der Mann an, den er für seinen Vater hielt, Carlos Federico Ernesto de Luccia, stumm reichte Marta ihrem Sohn den Hörer und wartete, küsste dann den Kleinen und hielt ihn umfassen, sie lehrte ihn beten, brachte ihn in die nahe Kirche Santa Lucía, Montes de Oca 550, Padre nuestro, que estas en el cielo, ich war glücklich, fürchtete mich nur vor der Dunkelheit.

Jeden Mittwoch stand der Vater vor der Tür und holte Carlos für eine Nacht zu sich, Stadtteil Flores, Calle Baldomero Fernández Moreno, 21. Stock, an den Wochenenden nahm er ihn mit in sein Landhaus von San Pedro, 170 Kilometer hinter Buenos Aires. Als Carlos fünf war, schenkte er ihm ein Pferdchen, schwarz mit weissen Beinen, Carlos nannte es Patas blancas, Weissbeinchen, er ritt es ohne Sattel, sass auf ihm, bis er einschlief.

Und manchmal nahm der Versicherungsunternehmer Carlos Federico Ernesto de Luccia, Kapitänleutnant a. D. und ehemaliges Mitglied des Marinegeheimdienstes, seinen Sohn an Feste mit, lobte das Kind, streichelte es, stellte seinen Carlos Rodolfo der Familie vor, den Kollegen von einst, Freunden, Bekannten, unter ihnen Rodolfo Aníbal Campos, Oberst und stellvertretender Polizeichef der Provinz Buenos Aires zur Zeit der Diktatur, März 1976 bis Oktober 1983, mitverantwortlich für einundzwanzig Foltergefängnisse, Comisaría de Villa Martelli, Comisaría 3 de Morón, Comisaría 4 de Mar del Plata, Comisaría 5 de la Plata, Comisaría 8 de la Plata, Comisaría de Tigre, Comisaría de Zárate, Subcomisario de Don Bosco,

Pozo de Quilmes, wo sie meine Mutter Yolanda folterten, Pozo de Banfield, wo Yolanda mich gebar.

Die Hand an der Wiege, titelte die Zeitung *Página/12* am Freitag, 16. Juni 1995, erster bekannt gewordener Fall von Kindesentzug innerhalb der Streitkräfte. Verhaftung eines Kapitänleutnants und seiner Frau, die vor siebzehn Jahren den Sohn zweier Verschwundener aufnahmen. Er wurde in einem Folterlager geboren.

Ich weiss nicht, ob ich diesen Artikel las, ich habe so vieles vergessen, was damals geschah, vieles verdrängt, ich fragte meinen Onkel nie, Tío, ist es wahr? Mit niemandem sprach ich über mich, über mein Pech, zu Hause nicht, in der Schule nicht, niemand sprach mich darauf an.

Am Abend des 20. Juni 1995 bestellte ein Richter Carlos d'Elia, der damals noch Carlos de Luccia hiess, nach San Isidro, Tribunal Oral Federal No 1, es seien Leute hier, weit hergereist, um ihn zu sehen.

Ich will zu meinen Eltern.

Diese Leute sind gekommen, um dich zu sehen, siebzehn Jahre lang haben sie dich gesucht.

Ich will sie nicht sehen, schrie Carlos, siebzehn, hoch und schlank, Schüler des Colegio San Juan Bautista de la Salle.

Es wäre gut für dich.

Man rief den Onkel ins Büro, es wäre gut, sagte der Richter, wenn Ihr Neffe sich der Wahrheit stellte, seine Grossmutter aus Uruguay wartet nebenan, seine Tante.

Er will sie nicht sehen, schrie der Onkel.

Ich kann ihn nicht zwingen, schrie der Richter.

Um den Streit zu beenden, willigte ich ein, der Richter führte mich in einen Raum, dort sassen sie, zwei Unbekannte, eine alte Frau, Renée d'Elia, die Mutter meines Vaters Julio, Regina Casco, die Schwester meiner Mutter Yolanda, sie standen auf, sie lächelten, ich wollte weg, reichte den Frauen die Hand, sie begannen zu reden, ich sagte, den Schmerz, den sie siebzehn Jahre lang lebten, kann ich verstehen, aber es geht mir nicht gut, ich will hier raus.

Jahre später erzählte mir meine Grossmutter, ich hätte mich, bevor ich aus dem Zimmer ging, zu ihnen umgedreht, Tränen in den Augen, ich weiss es nicht, erinnere mich nicht, sagt Carlos d'Elia im Dezember 2012, Regen klopft auf Blech, ein Gewitter über Buenos Aires, Blitz, Donner, die Klimaanlage fällt aus.

Vor dem Gerichtsgebäude lauerten Fotografen, Carlos rannte los, warf sich ins Auto des Onkels, der auch sein Taufpate ist. *Página/12* schrieb am nächsten Morgen, siebzehn Jahre lang habe Renée d'Elia, 72, Carlos' Gross-

mutter, vor dem Schlafengehen für das Wunder gebetet, zu Lebzeiten noch ihren Enkel zu sehen. Unserer Zeitung sagte sie: Ob ich möchte, dass er mit nach Uruguay kommt, um dort mit uns zu leben? Selbstverständlich! Nie hatte ich Mama nach den Umständen meiner Geburt gefragt und Papa nie danach, ob er bei meiner Geburt dabei war, solche Fragen hatte ich nie. Verstehst du? Versteht das jemand?

Neun Monate waren Carlos' Eltern in Untersuchungshaft. Er lebte bei seinem Onkel, ging täglich ins Colegio de la Salle, sein letztes Schuljahr, er blieb bis ein Uhr mittags und fuhr dann zu seinen Eltern, am Mittwoch und Samstag zu Marta, die Wärter griffen ihm in Hemd und Hose, sie prüften jedes Buch, das er mitbrachte, jedes Brot, die Zigaretten, dann sass ich da drin bei Mama, wir redeten kaum, vielleicht über die Schule, das Wetter, meine Freundin Inés. Am Dienstag, Donnerstag und, nach dem Besuch bei Marta, oft auch am Samstag war er bei Carlos de Luccia, redete wenig, vielleicht über die Schule, das Wetter, Inés, die Frage, ob wahr sei, was die Welt behauptete, schob ich mir für den Tag auf, da Marta und Carlos aus dem Gefängnis kämen, von ihnen wollte ich die Wahrheit erfahren, von keinem sonst, sagt Carlos d'Elia und fährt sich übers müde Gesicht. Wie glücklich sie war, wie stolz, als er, vielleicht das hübscheste Kind im Colegio, zur ersten heiligen Kommunion schritt, 1986, ein weisses steifes Hemd am Leib, rote Krawatte, blaue Jacke, darauf ein grosses Wappen, am linken Arm eine weisse Schleife, mit gesenktem Blick öffnete Carlos den Mund, die Hände vor der Brust, *sinite parvulos venire ad me!* war über dem Altar geschrieben, *lasset die Kinder zu mir kommen!*

Mama sagte oft, ich sei meinem Vater sehr ähnlich, lustig, frech, laut, Papa war mein Idol, unanfechtbar, grandios, ich wollte so sein wie er, geliebt von allen, Witze wollte ich erzählen können wie Papa.

Weil er oft log, brachte Marta Leiro ihren Sohn zu einem Psychologen, Carlos behauptete Dinge, die er nicht gemacht hatte, sie brachte ihn zu einem zweiten, zu einem dritten Psychologen, Marta schimpfte, Carlito, deine Lügen sind nicht besser als die deines windigen Vaters.

Als Marta Leiro und ihr früherer Ehemann Carlos Federico Ernesto de Luccia ein Drittel der Strafe, die sie auf jeden Fall zu erwarten hatten, im Gefängnis abgesessen hatten, neun Monate, kamen sie auf Bewährung frei, März 1996, Carlos, achtzehnjährig, sass in der Wohnung seiner Mutter, vierter Stock, er küsste sie, sie setzten sich in die Küche und warteten auf Carlos de Luccia, der vor Jahren wieder geheiratet hatte, nun wollte ich die Wahrheit wissen. Endlich waren sie zu dritt, und Carlos fragte, Mama, Papa, was habt ihr mir zu sagen? Der Mann, den er liebte, hob an, Carlos, es stimmt, biologisch bist du nicht unser Kind, weil Marta keine Kinder

haben kann, in Wahrheit hat ein Mädchen aus Mendoza dich geboren, eine Frau ohne Geld und Familie, also nahmen wir dich zu uns, mehr gibt es nicht zu sagen.

Wenn ich meinen Eltern etwas übel nehme, dann diesen Moment im März 1996, als sie mich, obwohl längst klar und wissenschaftlich erwiesen war, dass ich das Kind von Yolanda und Julio bin, abermals belogen.

Und ich glaubte ihnen.

Zu Beginn der achtziger Jahre erfuhr Renée d'Elia, Montevideo, Uruguay, Mutter von Julio Cesar d'Elia, Schwiegermutter von Yolanda Iris Casco, die im April 1974 nach Argentinien ausgewandert waren, von einem Verein in Buenos Aires, Abuelas de Plaza de Mayo, Grossmütter auf der Suche nach ihren Enkelkindern, die während der Diktatur in geheimen Kerkern geboren und, kaum am Licht, zumeist Angehörigen der Streitkräfte verschachert worden waren, rund fünfhundert Fälle. Renée d'Elia rief die Abuelas an, reiste mit dem Schiff über den breiten Rio de la Plata, sie beriet sich mit den Grossmüttern von der Plaza de Mayo, brachte Fotos ihrer Verschwundenen mit, schrieb nieder, was sie von ihnen wusste, meine biologischen Eltern, sagt Carlos d'Elia, wurden am 22. Dezember 1978 zwischen ein und zwei Uhr nachts aus ihrer Wohnung geholt, Yolanda, im neunten Monat schwanger mit mir, war Sekretärin in San Isidro, Julio, der Wirtschaft studiert hatte, arbeitete in einem Kleinkreditunternehmen, meine Eltern waren beide politisch aktiv, sie glaubten, wie so viele damals, an eine soziale Gerechtigkeit, an Umbruch und Neubeginn, sie waren, bevor sie 1974, ein Jahr nach dem Staatsstreich in Uruguay, nach Argentinien flohen – wo dann wiederum ein Putsch geschah – Mitglied der GAU gewesen, Grupos de Acción Unificadora, Studenten in Aufruhr.

Eines Tages, von Unbekannten, erhielten die Abuelas de Plaza de Mayo zwei kurze Anrufe, manche Geburtsurkunden gestohlener Kinder, sagte die Stimme, seien vom Polizeiarzt Jorge Bergés unterzeichnet – und mit Sicherheit sei der Knabe Carlos Rodolfo de Luccia, nicht das biologische Kind von Marta Leiro und Carlos Federico Ernesto de Luccia, der in San Pedro ein Landhaus besitze, von wem die beiden Anzeigen stammten, sagt Carlos, die langen Finger im kurzen braunen Haar, weiss ich bis heute nicht.

Mit diesem Hinweis wandten sich die Abuelas an die argentinische Justiz – die Generäle hatten längst abgedankt –, und die Justiz, demokratisch legitimiert, kam zum Schluss, das Kind in der Avenida Montes de Oca 1103 sei möglicherweise der biologische Sohn von Mónica Edith Olaso und Alejandro Efrain Ford, verschwunden seit dem Mai 1977, ich erinnere mich gut, ich war acht, Papa bester Laune, als er mich zur Blutentnahme ins Hospital Durand brachte, viele Leute standen dort, heute weiss ich, dass

es Polizisten waren, Justizbeamte, mein Vater lachte, schau an, Pichino, wie wichtig du bist, sie alle sind gekommen, um dabei zu sein, wenn man dir ein bisschen Blut abnimmt, deine Lunge prüft, dein Herz, deine starken Waden, damit man dich nachher im Fussballklub aufnimmt, mein kleiner grosser Fussballstar, der du bald sein wirst.

Die Blutprobe ergab keine Übereinstimmung, blieb aber in der Datenbank des Hospital Durand.

Einmal, Carlos hatte Geburtstag, vielleicht seinen zehnten, war er mit Marta Leiro nach Santa Teresita gereist, Sommerurlaub, der Vater, noch im steifen Anzug, den er im Büro trug, fuhr nach der Arbeit ans Meer, vier Stunden weit, und setzte sich mit dem Kind, das er für seinen Sohn ausgab, an den Strand, küsste und schenkte, fuhr dann in der Nacht nach Buenos Aires zurück, vier Stunden, er war zärtlich und launisch, hart und weich, er schlug mir ins Gesicht, zog mich an sich, komm her, Pichino, war nicht so gemeint, sagt Carlos d'Elia und schaut zur Wand.

Behauptete Papa, diese Wand hier ist schwarz, obwohl sie weiss war, sagte ich, diese Wand hier ist schwarz.

Lobte Carlos Federico Ernesto de Luccia, einst Mitglied des Marinegeheimdienstes, den neuen Präsidenten Carlos Menem, der die alten Tyrannen, mittlerweile im Gefängnis, begnadigte, nickte der Junge, der neben ihm sass, aber über die Zeit der Diktatur sprachen wir nie, weder bei Papa noch bei Marta, weder in der Schule noch irgendwo.

Im Winter 1993 bat die Präsidentin der Abuelas de Plaza de Mayo, Estela Carlotto, Grossmütter auf der Suche nach ihren Enkeln, eine Molekularbiologin in Berkley, Kalifornien, mit der sie befreundet war, Marie Claire King, die Daten jener Blutprobe, die Carlos Rodolfo de Luccia sieben Jahre zuvor im Hospital Durand hinterlassen hatte, unter anderem mit dem Blut von Regina Casco zu vergleichen, Schwester von Yolanda Casco, verschwunden seit dem 22. Dezember 1977.

Am 14. August 1993, 09:58, antwortete die University of California, Berkley, Department of Molecular and Cell Biology, per Fax, die DNA-Sequenz des Kindes Carlos de Luccia stimmt vollständig überein mit der von Regina Aurora Casco.

Carlos, achtzehn Jahre alt, wohnte nun wieder mit Marta Leiro, die das Gefängnis verlassen hatte, er begann ein Studium an der Universidad de Buenos Aires, Ökonomie, und traf, vielleicht einmal im Monat, seine Grossmutter, die aus Uruguay anreiste, seine Tante, sie brachten Geschichten und Geschenke, unterhielten sich im Büro des Jugendrechtsberaters, eine Stunde, manchmal zwei, nie länger, Carlos wollte die Fotos nicht sehen,

die sie hinstreckten, er lief weg, als die Grossmutter ihn bat, sich immerhin ein Bild ihrer Wohnung anzuschauen, Montevideo, Blick auf den Rio de la Plata, und ihm eine Foto von Yolanda unterschob, schwanger mit ihm. Ein Richter entschied, Carlos sei psychologisch zu begleiten, Carlos setzte sich in den Stuhl eines Psychologen und schwieg, dreimal ging er hin, brach ab. Schliesslich reisten aus Uruguay eine Cousine an, ein Cousin, nur wenig älter als er, sie redeten über Musik, Fussball, Fernsehserien, sie lachten, scherzten, sprachen nie über Yolanda Casco und Julio d'Elia, die ihn geboren hatte.

Warum, fragte die Grossmutter, nennst du die Frau, die dich gestohlen hat, Mama?

Am frühen Morgen des 26. April 1997, ein Jahr und einen Monat nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis, starb Carlos Federico Ernesto de Luccia an einem Herzinfarkt. Schluchzend stand Carlos, neunzehn, am Sarg und streichelte das Gesicht von Papa, er legte eine rote Rose auf seine Brust, Offiziere der argentinischen Marine lobten den Kameraden, ich vermisse ihn noch heute.

Was würdest du ihn fragen, wenn er noch lebte?

Carlos Rodolfo d'Elia Casco, weisses Hemd, gebügelte Hose, längst Vater von drei Töchtern, schnaubt und schweigt.

Vielleicht nichts, sagt er.

Um ihn nicht zu verletzen?

Kann sein. Oder weil ich nun weiss, was er wusste.

Carlos, zwanzig Jahre alt, fuhr nicht hin, als Marta Leiro, Mama, am 4. und 5. Mai 1998 vor Gericht stand. Der Verteidiger hatte ihr geraten, bei der Aussage zu verharren, die sie drei Jahre zuvor, in Handschellen gelegt, zu Protokoll gegeben hatte, nach achtzehn Jahren Ehe und einer Behandlung mit Hormonen sei sie 1977 endlich schwanger geworden, am 25. Januar 1978, im neunten Monat also, habe sie mit ihrem damaligen Mann, Carlos Federico Ernesto de Luccia, eine Reise ins Seebad Mar del Plata gemacht, diese dann, weil sie sich unwohl gefühlt habe, abgebrochen, auf der Rückfahrt nach Buenos Aires sei ihre Fruchtblase geplatzt, worauf sie und ihr Mann sich ins nächste Krankenhaus begeben hätten, wo anderntags, nachts um zehn vor zwei, ihr Sohn Carlos Rodolfo das Licht der Welt erblickt habe. Nun stand sie vor dem Richter und erzählte, dass ein Mann, in einen langen Mantel gekleidet, eine Kapuze auf dem Kopf oder eine Mütze, ihr einst ein Kind durchs offene Autofenster schob, eingeschlagen in eine Zeitung, verklebt mit dem Blut seiner Mutter. Der Richter fragte, kannten Sie den Mann?, Marta sagte, ich kannte ihn nicht.

Weshalb log sie noch immer?

Carlos d'Elia, bald fünfunddreissig, schiebt die Schultern hoch.

Hast du sie je danach gefragt?

Nein.

Wegen Aneignung eines Kindes und Verfälschung der Identität eines Minderjährigen, den sie als ihren Sohn ausgab, bestrafte das Gericht Marta Leiro mit drei Jahren Gefängnis, ausgesetzt zur Bewährung. Das Gericht entschied, Carlos Rodolfo, bisher de Luccia Leiro, heisse fortan d'Elia Casco, seine Papiere seien entsprechend zu ändern, diesen Namen wollte ich nicht, eine fremde kalte Identität, schliesslich nahm ich sie an, die Justiz hatte entschieden.

Wenn du heute, am 5. Dezember 2012, drei Wünsche frei hättest?

Carlos spreizt die langen schmalen Finger, verschränkt sie ineinander.

Dass meine Eltern stolz auf mich sind.

Deine Eltern?

Der, der mich gezeugt hat. Die, die mich geboren hat.

Irgendwann, er weiss nicht mehr wann, reiste er, begleitet von seiner Freundin Inés, über den Rio de la Plata, die Grossmutter empfing mit Tränen und Kuchen, sie kochte und lachte und fragte, Carlos, nennst du Marta Leiro noch immer Mama?

Zur Hochzeit lud er beide Familien ein, die argentinische und die uruguayische, 18. Februar 2000, Nuestra Señora del Pilar, Carlos war zweiundzwanzig, hoch, schlank, im schwarzen Frack trat er in die Kirche, Marta Leiro am Arm, meine Grossmutter Renée tat sich diesen Anblick nicht an, als Einzige kam sie nicht zum Fest.

Und ein Fest ohne Marta?

Kam nicht infrage!

Kennen deine Töchter die Wahrheit?

Ja, sagt Carlos in Zimmer 403, es ist längst Nacht in Buenos Aires, stickig und heiss, kein Regen mehr.

Sie wissen, dass ich zwei Mütter habe und zwei Väter. Sie wissen, dass die, die mich aufzog, betet für die, die mich gebar.

Carlos d'Elia schloss sein Studium ab, reiste ab und zu nach Uruguay und liess zu, dass die Grossmutter nur kochte, was Julio einst mochte, sie belagerte ihn mit Erinnerungen und Fotos, lobte ihren Sohn, seinen Vater, und Renée fragte, Carlos, nennst du Marta tatsächlich noch immer Mama? – Eines Nachts im Jahr 2005, auf dem Schiff zurück nach Argentinien, hatte ich das Gefühl zu zerspringen.

Was heisst das?

Plötzlich spürte ich einen breiten Riss in mir. Meine Unfähigkeit, Vorher und Nachher zu versöhnen. Ich wollte Verantwortung übernehmen für meine Geschichte. Nachts auf dem Schiff zwischen Uruguay und Argentinien ging mir auf, dass auch ich ein Verschwundener war.

In der Hoffnung, die Abuelas de Plaza de Mayo hätten in einer Schachtel alles versammelt, was Auskunft gäbe über Yolanda Casco und Julio d'Elia, verschwunden seit dem 22. Dezember 1977, trat er ins Büro der Grossmütter, Virrey Cevallos 592, leider könne man ihm nicht helfen, am besten beginne er bei den Leuten, die ihn stahlen und aufzogen, Carlos, siebenundzwanzig, setze sich in ein Taxi und fuhr zu Marta Leiro, Riobamba Ecke Lavalle, Mama, wenn du mich liebst, dann lüg mich jetzt nicht an.

Im Oktober 1977, nach achtzehn Jahren mit Carlos Federico Ernesto de Luccia noch immer kinderlos, habe sie ihren Mann beschworen, ihr endlich ein Kind zu verschaffen, egal wie, egal von wem, sie habe sich auf die Brüstung des Balkons gesetzt und gedroht, in die Tiefe zu springen.

Mama, ist das wahr?

Es ist wahr, sagte Marta Leiro, ein Kind sollte unsere Ehe retten.

Egal von wem?

Ja.

Du wusstest, wo ich geboren wurde?

Das sei nicht wichtig, sagte dein Vater, je weniger du weisst, desto besser für dich, sagte er.

Damit gabst du dich zufrieden?

Ja, weinte Marta.

Nächtelang sass Carlos d'Elia vor dem Computer und gab die Namen seiner Eltern ein, der argentinischen und der uruguayischen, er stiess auf die Zeugnisse der wenigen, die den Kerker überlebt hatten, Luis Taub, der einst Yolandas Zelle putzte, Sektor A, Adriana Chamorro, die wusste, dass Yolanda Casco, mit der sie im Pozo de Banfield war, einen Sohn gebar, Pozo heisst Schacht, und eines Tages, am 24. Juli 2007, war ich endlich, endlich dort.

Erzähl.

Es war kalter Winter, Inés an meiner Seite, Marta hütete unsere Kinder, eigentlich gibt es nichts zu erzählen, ich sah das Loch, in dem meine Mutter gefangen war, erste Zelle im Sektor A, ich sah den Raum, in dem sie mich wahrscheinlich geboren hatte, es war kalt, ich fror, wie ich noch nie gefroren hatte, ich weiss jetzt, wo ich auf die Welt kam, sagt Carlos und dreht das Gesicht zur Wand.

Hast du Marta je gefragt, ob sie wusste, dass du das Kind einer Gefolterten bist?

Nie direkt.
Weshalb nicht?
Ich weiss es nicht.
Aber sie wusste es?
Mein Vater wusste es.

Wieder reiste Carlos d'Elia nach Uruguay, traf sich mit Freunden von Yolanda und Julio, hörte sich ihre Geschichten an, heute weiss ich, wie meine Eltern verhaftet wurden, ich weiss, in welche Keller man sie steckte, zuerst in den von San Fernando, wo man sie blutig schlug, dann ins Centro de Operaciones Tácticas, Avenida del Libertador 14237, Martínez, San Isidro, Provinz Buenos Aires, dort wurden sie getrennt, mein Vater Julio, wurde noch im Dezember auf ein Schiff nach Uruguay gebracht und dann irgendwann und irgendwo ermordet, meine Mutter Yolanda kam in den Pozo de Banfield, gefoltert wurde sie jeweils im Pozo de Quilmes, Yolanda gebar mich am 26. Januar 1978 und verschwand am 15. Mai.

Träumst du von Yolanda und Julio?

Oft.

Gut?

Gut und schlecht, sagt er, manchmal träume er davon, was ihnen geschah, Folter, Mord, dann erwache er weinend, nass vor Angst.

Im Winter 2008 stand Carlos Rodolfo d'Elia Casco in der Calle Montevideo und drückte die Klingel von Rodolfo Aníbal Campos, Oberst und stellvertretender Polizeichef der Provinz Buenos Aires zur Zeit der Diktatur, März 1976 bis Oktober 1983, Freund der Familie de Luccia, mitverantwortlich für einundzwanzig Foltergefängnisse, Comisaría de Villa Martelli, Comisaría 3 de Morón, Comisaría 4 de Mar del Plata, Comisaría 5 de la Plata, Comisaría 8 de la Plata, Comisaría de Tigre, Comisaría de Zárate, Subcomisario de Don Bosco, Pozo de Quilmes, wo sie meine Mutter Yolanda folterten, Pozo de Banfield, wo Yolanda mich gebar, ich war sehr nervös.

Was wolltest du von Campos?

Reden. Hören. Dass er mir sagt, wie ich zu Marta und Carlos kam.

Was aus Yolanda und Julio wurde.

Eine Frau fragte, wer ist hier? Ich bin der Sohn von Carlos de Luccia, mein Vater kannte Oberst Campos gut, vielleicht erinnert er sich, wir sahen uns an so manchem Fest, ich möchte mit ihm reden. Endlich öffnete die Frau die Tür, sie fuhren in den obersten Stock, Campos, fast haarlos, lächelte breit, reichte Carlos die Hand. Dann bat er in sein Büro und bot einen Stuhl an, die Männer setzten sich, Carlos sah die rote Narbe auf Campos'

Kopf, Folge einer Hirnblutung, ich fragte, ob er mir helfen könne, meine Geschichte zu finden. Was meinen Sie?, sagte Campos. Ich möchte wissen, was aus meinen Eltern wurde, Julio d'Elia und Yolanda Casco. Campos hörte nicht zu, er redete davon, wie er als junger Mensch zur Polizei gefunden hatte, wie die Polizei in der Provinz Buenos Aires damals aufgebaut war, mit seinem Finger zeichnete er ein Organigramm in die Luft.

Oberst Campos, als stellvertretender Polizeichef wussten Sie doch Bescheid? Da täuschen Sie sich, mein Freund, ich hatte mit den Dingen, die Sie meinen, direkt nichts zu tun. Und schon gar nicht mit Ihrem Fall.

Aber es stimmt doch, dass mein Vater Sie einst um einen Gefallen bat? Daran erinnere ich mich nicht.

Und dass Sie dann Ihren Polizeiarzt, Jorge Bergés, baten, meinen Vater mit einem Kind zu beliefern?

Dass der Bergés hiess, wusste ich nicht mehr, sagte Campos und zeigte auf seine Narbe, ich bin nicht mehr der, der ich war.

Schliesslich lud er Carlos ein, ihn wieder zu besuchen, das nächste Mal mit Frau und Kindern, alles Gute und viel Glück!, Carlos d'Elia ging aus dem Haus, lief in die falsche Richtung.

Was ich nicht weiss, sind die Namen derer, die Yolanda und Julio folterten. Du möchtest sie kennen?

Ich weiss es nicht. Ja, ich möchte sie kennen.

Und dann?

Er schiebt die Schultern hoch.

Am 4. Mai 2012 stand Carlos d'Elia, vierunddreissig Jahre alt, vor dem Haus von Jorge Bergés, eine Frau fragte, was Carlos wünsche, reden!, nur reden!, Bergés richtete aus, keine Zeit!, Carlos schrieb die Nummer seines Telefons auf einen Zettel und reichte ihn der Frau, Dr. Jorge Bergés, der Yolanda Casco am 26. Januar 1978 nachts um zehn vor zwei im Folterkeller Pozo de Banfield entband, rief nie zurück.

Sprichst du mit deiner verschwundenen Mutter?

Carlos nickt.

Manchmal stelle ich mir vor, was sie an meiner Stelle täte.

Wie war sie?

Yolanda spielte Klavier, sie war zärtlich, zerbrechlich, sie war liebevoll, ihr grösster Wunsch war es, eine eigene Familie zu haben, mindestens zwei Kinder, sagt Carlos im Dezember 2012.

Carlos d'Elia stand im Saal des Bundesgerichts von Buenos Aires, als die Justiz am 5. Juli 2012 über ehemaligen Diktatoren zu Gericht sass, Carlos' Fall war einer von fünfunddreissig, ausgebreitet vom Staatsanwalt zum

Beweis dafür, dass die Generäle Kindsraub mit System betrieben, Jorge Rafael Videla, bereits zweimal zu lebenslanger Haft verurteilt, erhielt eine Strafe von fünfzig Jahren Gefängnis, Reynaldo Bignone, bereits zweimal zu lebenslanger Haft verurteilt, von fünfzehn, ich klatschte nicht, ich weinte nicht, ich wollte nur nach Hause.

Und Oberst Rodolfo Aníbal Campos, als er vier Monate später vor dem Tribunal Oral Federal No 1 de la Plata stand, angeklagt wegen Entführung, Folter und Mord, Freund der Familie de Luccia, der er einst einen Gefallen getan hatte, holte aus, er sei stolz darauf, der Subversion die Stirn geboten zu haben, meine Herren, die Sie Argentinier sind, glauben Sie denn, das Militär folterte, mordete und bombte einfach so? Wir folterten und töteten, um Informationen zu gewinnen. Somos educados, no somos una banda armada, wir sind gut erzogen, keine bewaffnete Bande, 31. Oktober 2012. Ich weiss nicht, ob ich wissen will, wie Yolanda und Julio starben.

Aber je mehr ich weiss, desto dünner der Riss in mir.

Begreifst du heute Dinge, für die du früher keine Erklärung hattest?

Carlos schaut zum Bild an der Wand, rote Striemen in Öl, er faltet die Hände, vielleicht, sagt er, habe er als Kind so oft gelogen, fast krankhaft, weil man ihn ständig belog.

Vielleicht, sagt er.

Am Vorabend des Tages, der sein Leben überfuhr, rief Carlos Federico Ernesto de Luccia, Kapitänleutnant a. D. und ehemaliges Mitglied des Marinegeheimdienstes, seinen Sohn Carlos an, Pichino, sagte er, nimm dir morgen frei und fahr mit deinem Halbbruder hinaus nach San Pedro, macht euch einen langen, schönen Tag, Sebastián hat Probleme mit seiner Freundin, lenk ihn ein bisschen ab.

Am nächsten Morgen setzten sie sich ins Auto – doch kaum im Landhaus ihres Vaters, 170 Kilometer hinter Buenos Aires, wimmerte Sebastián Handy, das war so nicht geplant, bis heute weiss ich nicht, wer anrief, Sebastián kam auf mich zu, plötzlich bleich, er nahm mich in seine Arme, wir fahren sofort zurück!, unser Vater, deine Mutter müssen ins Gefängnis, man sagt, du seist nicht ihr Kind, sie hätten dich gestohlen.

Carlos, weisses Hemd, braune glänzende Schuhe, fährt sich durchs Haar.

Mein Vater wollte, dass ich nicht dabei bin, wenn sie Marta holen.

Er wusste von der Verhaftung, mein Vater, er wusste alles.

Vor dem Haus stand ein grüner Ford Falcon, Carlos, das Gesicht aus Stein, rannte ins Haus, fand Marta, die er für seine Mutter hielt, in Handschellen, es war Mittwoch, 14. Juni 1995, Riobamba Ecke Lavalle, Buenos Aires, kurz nach zwölf, ich fragte nicht, Mama, ist es wahr?

(VON)
EVITA



1930–1938

Putsch und Beginn der «Década Infama». Am Putsch ist auch der General und spätere Präsident Juan Domingo Perón beteiligt.

1938–1942
ROBERTO
MARÍA
ORTIZ

Roberto María Ortiz kommt durch Wahlbetrug an die Macht, setzt sich während seiner Regierungszeit trotzdem für die Stärkung der Demokratie ein. Sein Nachfolger Ramón Castillo sympathisiert mit dem Dritten Reich.

1943–1946

Putsch durch die faschistisch orientierten GOU (Grupo de Oficiales Unidos) 943 – ab da Militärregierung. Nach Massenprotesten 1945 freie Wahlen.

1946–1955

JUAN
DOMINGO
PERÓN

Erste und zweite Amtszeit von Juan Domingo Perón. Der Bewunderer des italienischen Faschismus und Förderer einer Allianz mit Hitler führt als Arbeitsminister eine Reihe von sozialen Reformen durch, die ihm vor allem bei den Descamisados (Hemdlosen) weite Unterstützung einbringt. Wird 1945 vom Militär verhaftet und ins Exil verbannt, kehrt nur vier Tage später dank dem Druck seiner Anhänger wieder zurück – um sich 1946 zum Präsidenten wählen zu lassen. Seine Frau Maria Eva («Evita») Duarte de Perón versucht 1951, sich zur Vizepräsidentin wählen zu lassen. Dies scheitert aber am Widerstand des Militärs. Evita Perón stirbt 1955.

1955–1958

Militärregierungen

1958–1966

Zivilregierungen

1966–1973

Militärregierungen

1973–1974

JUAN
DOMINGO
PERÓN

1973 lässt sich Juan Domingo Perón zum dritten Mal zum Präsidenten wählen. Richtet sich immer mehr nach rechts aus. Zahlreiche Notstandsmassnahmen, um die Ordnung im Land aufrecht zu erhalten. Ermordung inner- und ausserparteilicher Gegner. Stirbt wenige Monate nach Amtsantritt.

1974–1976

ISABEL
MARTÍNEZ
DE PERÓN

Isabel Martínez de Perón, die dritte Ehefrau Perons, kommt durch ihr Vizepräsidium und Perons Tod an die Macht. Knallharter Rechtskurs, Chaos und Willkür, Verschleppung und Tötung von Oppositionellen.

1976–1983

MILITÄR-
JUNTA

Unter der Militärjunta herrschen bürgerkriegsähnliche Zustände: Staatsterror und Gegenterror linker Guerilla-

gruppen stürzen das Land in eine tiefe Wirtschaftskrise. Der verlorene Falklandkrieg entzieht den Generälen schliesslich die Unterstützung im Volk: Die Rückkehr zur Demokratie wird eingeleitet.

1983–1989

RAÚL ALFONSÍN

Raúl Alfonsín wird erster demokratischer Präsident nach der Junta-Regierung. Unternimmt Anstrengungen, die Diktatur aufzuarbeiten. Dies wird auf Druck des Militärs aber unterbunden und erst unter Néstor Kirchner wieder aufgenommen.

1989–1999

CARLOS MENEM

Carlos Menem, der während der Militärjunta mehrmals im Gefängnis sass, wird Präsident. Umbau des Landes nach neoliberaler Muster. Erhöhung des BIP, gleichzeitig starker Anstieg der Arbeitslosigkeit (auf 14% am Ende seiner Amtszeit). Menems Amtszeit gilt auch als «zweite infame Dekade». Privatisierungswelle der 90er Jahre macht Argentinien in hohem Mass vom Ausland abhängig. Spekulation und Kapitalflucht führen 2001 zur Bankenkrise.

1999–2001

FERNANDO DE LA RÚA

Unter Fernando de la Rúa reisst die weltweite Wirtschaftsdepression nach 9/11 Argentiniens angeschlagene Wirtschaft in den Abgrund. Einführung des «Corralitos»: zuerst eine Einschränkung, dann ein Verbot, Bankguthaben abzuheben. Aufstände im Dezember 2001 führen zu Rúas Rücktritt.

2001

Das Jahr, in dem Argentinien vier Präsidenten hat – von denen zwei nur je zwei Tage im Amt sind.

2002

Der ursprünglich an den Dollar gekoppelte Peso verliert dramatisch an Wert und fällt im April 2002 auf fast vier Peso/USD. Die Rezession beträgt in den ersten Monaten 2002 12%.

2003–2007

NÉSTOR KIRCHNER

Néstor Kirchner wird Präsident. Der ehemalige Gouverneur von Santa Cruz gehört dem linken Flügel der Peronistischen Partei an und sieht sich selbst auch als «radikaler Linker». Unter seiner Amtszeit

Stabilisierung der Wirtschaft, aber auch Drosselung der Pressefreiheit. Sein Stil ist geprägt von Populismus und heftiger Kritik an den IWF-Strukturanpassungsprogrammen.

SEIT 2007

CRISTINA KIRCHNER FERNÁNDEZ

Kirchners Ehefrau wird zur Präsidentin gewählt (2011 für die zweite Amtszeit). Anfangs setzt sie sich für die Stärkung der Pressefreiheit ein und teilverstaatlicht die Ölfördergesellschaft YPF. Sie sympathisiert mit Hugo Chavez und der Castro-Regierung auf Kuba. In letzter Zeit wird Kritik laut, dass die Pressefreiheit unter Kirchner wieder stark eingeschränkt werde.



(BIS)

CRISTINA

Singapurs Putzfrauen

«Es tut mir leid, Ma'am. Ich muss jetzt ins Bett.» Der Satz ging Felicia immer und immer wieder durch den Kopf. Jede Nacht, wenn sie bis zwei, drei Uhr morgens mit Helen in der Küche sass und Weisswein trank, hat sie ihn auf den Lippen getragen und heruntergeschluckt. Felicia trinkt kaum Alkohol, verträgt ihn schlecht. Vielleicht mal ein Bier an ihrem freien Tag. Wenn sie denn einen hat. Und ausserdem ist Felicia um diese Zeit sowieso todmüde. Sie muss anderntags wie jeden Morgen um fünf aufstehen, die Hausarbeit und die Betreuung von Helens Kinder warteten auf sie. «Es tut mir leid, Ma'am. Ich kann nicht

mehr mit Ihnen trinken. Ich muss jetzt ins Bett.» Helens Gesicht verschliesst sich. «Das war der Bruch», wird Felicia später sagen.

Dabei hatte es so gut begonnen. Helen und Tom, den Felicia nur «Sir Tom» nennt, haben fünf Kinder, drei davon im schulpflichtigen Alter. Lucy, die Jüngste, ist ein Jahr alt. Der vierjährige Morris ist autistisch und braucht spezielle Betreuung. Felicia besorgte den gesamten Haushalt: putzen, kochen, waschen, einkaufen. Sie betreute alle fünf Kinder, brachte die Älteren zur Schule, holte sie wieder ab, beaufsichtigte ihre Hausaufgaben. Die Schulleitung hatte Felicias Handynummer und E-Mail-Adresse als Kontaktinformation gespeichert. Alle Informationen gingen direkt an sie. Felicia spricht gut Englisch. Sie las den Kindern vor, sie machte spezielle Übungen mit Morris, sie fand eigene Wege, mit ihm umzugehen. «Autistische Kinder kommen von alleine nicht aus ihren Stimmungen heraus», beobachtete sie. «Man muss sie ablenken können.» Sie macht vor, wie sie Waschlappen als Handpuppen benutzte, um Morris ins Bad zu locken, und lacht bei der Erinnerung. «Wenn Sir Tom mich so sah, dachte er wohl, ich sei verrückt!» Wenn Lucy nachts weinte, stand Felicia auf. Wenn eines der grösseren Kinder schlecht träumte, kam es in Felicias Zimmer.

«Wir können nicht alles schaffen, alles selber machen, alles gleichzeitig hinkriegen», sagen die Expat-Gattinnen.

Helen und Tom haben Felicia direkt von den Philippinen geholt, ohne die Vermittlung einer Arbeitsagentur. «Ich war so glücklich darüber, ich habe mir gar nichts dabei gedacht.» Felicia hat, wie die meisten Hausangestellten in Singapur, Kinder, die sie zu Hause zurücklassen musste. Ihr Mann hat sie schlecht behandelt, also ist sie gegangen. Sie lässt sich nicht alles bieten. Und sie trägt die Konsequenzen dafür: Ihre Kinder werden jetzt von der Grossmutter aufgezogen. Als Felicia noch in Manila arbeitete, konnte sie ihre Kinder wenigstens am Wochenende besuchen. Ein Vertrag in Singapur bedeutet, dass sie zwei Jahre lang nicht zurück auf die Philippinen reisen kann. Dafür kann sie mehr Geld nach Hause schicken. Eine Stelle in Singapur ist deshalb für viele Südostasiatinnen etwas Erstrebenswertes. Erst recht im Haushalt von Expats, Amerikanern oder Europäern. Diese stehen im Ruf, ihre Angestellten etwas besser zu behandeln als die Einheimischen.

Helen trank viel. Sie schlief bis zwei Uhr Nachmittags. Um sie nicht zu wecken, musste Felicia die Hausarbeit möglichst geräuschlos verrichten, die beiden kleinen Kinder ruhig halten. Durch das Netzwerk

der Hausangestellten erfuhr Felicia, dass Helen zu unkontrollierten Wutausbrüchen neigte. Auf dem Spielplatz lernte Felicia Alissa kennen, die Freunde von «ihren» Kindern betreut. Alissa erzählte ihr, dass Helen ihrer Ma'am bei einer Dinnerparty ein Glas ins Gesicht geworfen habe. Alissas Ma'am habe sich an den Scherben verletzt, sie habe genäht werden müssen. Jetzt verstand Felicia auch, warum Toms Familie sie direkt importiert hatte: weil sie bei den Agenturen berüchtigt war. Und warum Helen abends mit ihrer Maid trinken musste: weil niemand mehr ihre Einladungen annahm. Dass selbst Felicia, die ihr vollkommen ausgeliefert war, ja, ihr faktisch gehörte, sie zurückwies, das konnte ihr Helen nie verzeihen.

Foreign Domestic Workers oder FDW, wie die politisch korrekte Bezeichnung lautet, dürfen nur Vollzeit arbeiten und müssen im Haushalt leben. Es wird empfohlen, ihnen wenn möglich ein abschliessbares Zimmer zur Verfügung zu stellen. Teure Wohnungen verfügen über einen maid's room, meist in der Mitte der Wohnung. In dem fensterlosen, nicht klimatisierten, zwei mal zwei Meter grossen Raum schläft die Hausangestellte auf einem Brett über der Waschmaschine und dem Tumbler. Wer nicht in einer neuen, teuren Wohnung lebt, bringt die Maid in der Küche unter, im Flur, irgendwo. Es wird ohnehin erwartet, dass sie vierundzwanzig Stunden zur Verfügung steht.

«Wir tun es für unsere Kinder», sagen die Hausangestellten.

Durch die direkte Einreiseparte Felicia die sechs bis acht Monatslöhne, die die Agenturen üblicherweise für die Beschaffung der nötigen Papiere und für die Reise zurückbehalten. In diesen Monaten sind die Angestellten ihren Arbeitgebern komplett ausgeliefert. Die illegale Einreise machte Felicia erpressbar. Doch daran dachte sie damals nicht. «Wir waren zu sechst, und nur zwei von uns kamen durch!» Sie war stolz auf ihre List: Ihre Schwester Maria, die bereits als Maid in Singapur arbeitete, habe sie eingeladen, erzählte sie am Zoll. Der Beamte rief deren Arbeitgeber an, die sie deckten. «Sir Tom konnte nicht glauben, dass ich es geschafft hatte!»

Zwei Tage vor Weihnachten. Singapur hat aufgerüstet. Die Stadt ist ein einziges Einkaufszentrum, nahtlos gehen die Metrostationen in die Warenhäuser über. Die Orchard Street flimmert im psychedelischen Lichterwahn, rosa und silbern glitzernde Weihnachtsbäume säumen die Einkaufsstrasse. Alles leuchtet, bimmelt, blinkt. Der Himmel

hängt tief und schwer und voller Wasser. Kurz bevor jeden Nachmittag die Wolken platzen, wird es so dunkel, dass das für gestern angekündigte Weltende doch noch realistisch scheint. Ich halte nach Felicia Ausschau, aber es ist unmöglich, in der vorbeihastenden Menge ein einzelnes Gesicht auszumachen.

Hinter den Kundinnen geht gebückt, mit Taschen und Paketen beladen, oft auch einen Kinderwagen schiebend, ihre Maid. Ihre FDW. Das Wichtigste dieser drei Wörter ist das erste: foreign. Ausländisch. 206 000 von ihnen leben in Singapur, Felicia ist eine von ihnen. Die meisten kommen wie sie von den Philippinen, aus Indonesien, seltener aus Sri Lanka oder Myanmar. Die FDW lebt im Haushalt und verdient ungefähr 500 Singapur-Dollar pro Monat, umgerechnet 350 Franken in einem Land, in dem die Lebenskosten mindestens so hoch sind wie in der Schweiz. Zusätzlich muss eine Steuer von 256 Dollar an den Staat entrichtet werden. Für einen Expat ist das wenig Geld, für ein einheimisches Paar am Anfang ihrer beruflichen Laufbahn nicht. Trotzdem leisten es sich die meisten. Die Maid ist ein Statussymbol. Deshalb zwingt man sie gern, eine Phantasieuniform, wie man sie von Operettenbühnen kennt, zu tragen: Schaut her, wir haben eine! Ausserdem sei das halt der Preis der Emanzipation, rechtfertigen junge Frauen diese Ausgabe. Die Doppelbelastung durch Familie und Karriere sei anders schlicht nicht zu bewältigen.

«Wir können nicht alles schaffen, alles selber machen,
alles gleichzeitig hinkriegen. Es ist unmöglich!
Wir brauchen Hilfe!»

Die Expat-Frauen kennen diese Doppelbelastung. Sie bringen sie mit. Die Möglichkeit, den einen Teil davon ganz einfach zu delegieren, ist ihnen erst noch fremd. Doch wie verlockend scheint sie! Wie verführerisch die Perspektive, sich viel mehr freie Zeit nehmen zu können; fürs Shoppen, für Wellness, für den sorgenlosen Spaziergang mit dem Mann durch den Singapur Zoo, während die Nannies mit den Kindern hinterhertröten! Und wie schnell hat man sich daran gewöhnt! Eine namenlos bleiben wollende Schweizer Bankersgattin gesteht, sich das Leben ohne ihre drei Nannies (eine für jedes Kind) und zwei Hausangestellte nicht mehr vorstellen zu können. Die fünf Angestellten kosten sie zusammen ungefähr so viel wie ein einziger nicht subventionierter Krippenplatz in der Stadt Zürich. Sie weigert sich, in die Schweiz zurückzukehren, bevor ihre Kinder «draussen» sind. Möglicherweise hat

sie früher ihre Putzfrau schlecht bezahlt oder ihrem Au-pair-Mädchen zu wenige Freistunden gewährt. Aber nie hätte sie in der Schweiz andere Menschen wie Sklaven gehalten, in einem fensterlosen Verschlag. Ohne ein Recht auf ein eigenes Leben.

«Entweder man passt sich den lokalen Gegebenheiten an,
oder man geht wieder!»

Drei Wochen, schätzt die amerikanische Bankersgattin Molly, braucht die durchschnittliche Expat-Frau, um sich umzugewöhnen. Anzupassen. Wer es nicht tut, wird isoliert. Gehört nicht dazu. Wie sie. Molly ist über Hongkong nach Singapur gezogen. Sie hat zwei Kinder und keine Angestellten. «Ich will Zeit mit meiner Familie verbringen. Ich schätze unsere Privatsphäre.» Vor kurzem wurde ihr ein Job angeboten, der sie bis in die Abendstunden verpflichtet hätte. Sie sagte ab: «Das ist meine Familienzeit.»

«Wie, du hast keine Nanny?
Na, du wirst schon noch zur Vernunft kommen!»

Molly zuckt mit den Schultern. «Ich kann hier mit niemandem reden.» Niemand versteht ihre Haltung – ausser Matt, ihrem Mann. Manchmal wechseln sie einen komplizierten Blick. Wenn sie bei einem Firmenpicknick die Einzigen sind, die ihre Sandwiches selber auspacken oder am Sonntag im Zoo Kinder und ihre Nanny durch einen Abstand getrennt von den Eltern spazieren sehen. Wenn bei einer Einladung stolz die neue Wohnung gezeigt wird: Drei Zimmer stehen leer, die Angestellte schläft hinter einem Vorhang auf dem Küchenboden. Wenn sich ein Kollege in der Bar brüestet: «Mann, gestern war ich so betrunken, ich musste die Maid wecken, dass sie mir zwei Aspirin bringt!» – «Findest du das o.k.?', fragt Matt dann, und Molly liebt ihn dafür. Viele Freunde haben sie nicht mehr. Eingeladen werden sie selten. «Manchmal fragen wir uns schon, ob wir nicht verrückt sind, ob die anderen nicht recht haben», sagt Molly. «Wir kennen hier niemanden, der gleich denkt wie wir.» Sie holt ihre Kinder selber von der Schule ab, begleitet sie auf den Spielplatz. Da ist sie meist die einzige Mutter. Sie hat sich mit einigen FDW angefreundet, unter anderem mit Felicia. «Ich wünschte mir, Miss Molly würde ihre Meinung ändern und eine Maid anstellen», seufzt Felicia. «Für jemanden wie Miss Molly zu arbeiten, das wäre der Traum!»

Als ich Felicia zum ersten Mal traf, hatte sie gerade ihre Stelle bei Helen und Tom gekündigt. «Ich will aber nichts Schlechtes über sie sagen», begann sie unser Gespräch. Es dauerte mehrere Stunden. Seither haben wir vier Nachmittage miteinander verbracht, und ich durfte einige ihrer Freundinnen kennenlernen.

Plötzlich steht sie vor mir. Sie nimmt mich an der Hand und führt mich geschickt durch die Menschenmassen. Als die ersten Regentropfen gross wie Seifenblasen, hart wie Schrotkugeln auf uns niederprasseln, zieht sie mich in die Lucky Plaza, ein Einkaufszentrum, das auf die Bedürfnisse der philippinischen Gastarbeiter ausgerichtet ist. Hier steht man sonntags Schlange, um Geld nach Hause zu schicken. Man findet Essen, das Heimweh lindert, trifft Landsleute.

Helen konnte die Abfuhr, die Felicia ihr erteilt hatte, nicht ertragen. «Es tut mir leid, Ma'am, aber ich kann nicht mit Ihnen trinken», sollte der letzte Satz gewesen sein, der zwischen den beiden Frauen fiel. Fortan kommunizierte Helen nur noch per SMS mit Felicia. Änderte ihre Aufträge minütlich, verlangte das Unmögliche. So sollte sie nachmittags um halb drei Helens Schlafzimmer putzen, genau dann, wenn sie die älteren Kinder von der Schule abholen musste. Sie sollte mit allen fünf Kindern etwas unternehmen und gleichzeitig die Schularbeiten der Älteren überwachen. Oft hetzte Felicia mit fünf Kindern von einem Geschäft zum anderen, immer neue SMS-Befehle befolgend.

«Es ist unmöglich! Wir brauchen Hilfe!»

Immer öfter weinte Felicia vor Erschöpfung, vor Verzweiflung. Sie beklagte sich bei Sir Tom, der sie um Geduld bat. «Wir wissen doch beide, wie sie ist!» Eine seltsame Komplizität entwickelte sich zwischen den beiden. Doch wenn es um ihren Wochenlohn ging, war Sir Tom nicht mehr Felicias Freund. Immer wieder bekam sie nur die Hälfte ihres Geldes: «Tut mir leid, ich war heute nicht bei der Bank.» Sir Tom arbeitet bei der Bank. Mollys Ehemann Matt kennt ihn: beim letzten Stellenwechsel das Doppelte der üblichen Abfindung gefordert und erkämpft. Das stünde ihm zu, habe er gesagt. Das sei sein Recht.

Im 6. Stockwerk des Lucky Plaza befindet sich das Büro der Hilfsorganisation HOME, die sich um die Rechte der FDW kümmert. Im Büro von HOME können sie gratis ins Internet, sich über ihre Arbeitsbedingungen beschweren, Rat holen. Frauen, die in Gefahr sind, werden an einen sicheren Ort gebracht, wenn nötig medizinisch versorgt. Letzte Woche wurde eine junge Frau von zwei verängstigten Freundinnen her-

eingetragen. Sie war vor Angst vor ihren Arbeitgebern aus dem Fenster gesprungen und hatte sich dabei beide Beine gebrochen. Nach offiziellen Angaben stürzen etwa zehn Hausangestellte pro Jahr so zu Tode. Ob beim Versuch, zu fliehen, oder beim ungesicherten Putzen der Fenster oder ob sie sich vor Verzweiflung in den beinahe sicheren Tod stürzen wollten, bleibt in den meisten Fällen ungeklärt.

Singapur ist ein reiches Land. Der Vorzeigestaat Ostasiens. Hier funktioniert alles, und alles ist sauber. Die Wirtschaft wächst, der Bildungsstand ist hoch, die Bevölkerung ist zufrieden – wenn auch nicht glücklich. Zwei Studien im letzten Jahr haben die Einwohner von Singapur zu den «gefühllosesten» sowie den «unglücklichsten» der Welt gekoren. Die Philippinen hingegen sind unter den glücklichsten zehn Ländern. Doch jeder einzelne Bürger ist stolz auf sein Land, stolz darauf, Singapurer zu sein. Dass dieses erfolgreiche kleine Land auf den geschundenen Rücken der ausländischen Arbeiter ruht, wird verdrängt.

Bridget Tan, die Gründerin von HOME, sieht es als ihre christliche Pflicht, sich um diese «Ärmsten der Armen» zu kümmern. Die schlimmsten Verstöße gegen ihre Menschenrechte im Rahmen des bestehenden Arbeitsrechts anzuprangern und zu bekämpfen. Dieses ist allerdings so zögerlich und ungenau formuliert, dass die ausländischen Arbeitnehmer faktisch keine Rechte haben. Eine neue Bestimmung sieht zum Beispiel vor, dass ausländische Hausangestellte ab Anfang dieses Jahres einen Tag pro Woche statt wie bisher pro Monat frei bekommen sollen – derart verfasst, dass sich nichts zwingend ändern muss.

«Wie soll ich denn ausgerechnet am Sonntag, wenn alle zu Hause sind, alles alleine schaffen?»

Felicia führt mich zu den Imbissständen im Souterrain, ergattert zwei Plätze an einem der vollbesetzten langen Tische. Ich bestehe darauf, etwas zu essen zu kaufen. Als wir uns das erste Mal trafen, nannte sie mich konsequent Ma'am. Damals bot ich ihr einen Kaffee an. Sie bestellte dasselbe wie ich: Espresso, schwarz. «Möchten Sie nicht lieber einen Cappuccino?», fragte ich, und sie änderte ihre Bestellung sofort.

Unterdessen nennt sie mich Miss Milena. Und sie lässt sich dazu überreden, etwas zu bestellen, sie erlaubt sogar, dass ich zum Stand gehe und es ihr bringe. Sie möchte ein Kaya Toast Set, das typische singapurische Frühstück, das man den ganzen Tag essen kann. Zu den mit Butter und Kokoscrème gefüllten Toast-Sandwiches gibt es zwei weichgekochte Eier in der Schale und eine Tasse mit gezuckertem Tee. Felicia

trinkt also Tee. Ich trage das Tablett an den Tisch, die Eier rollen hin und her. «Isst du die, Miss Milena?» – «Nein, das ist alles für dich!» – «Uhh – ich mag doch keine Eier!» – «Ich auch nicht!» Während des ganzen Gesprächs liegen diese Eier zwischen uns auf dem Tisch. Sie rollen hin und her. Immer wieder tippt Felicia sie mit dem Finger an und kichert. «Ich kann es nicht glauben, dass du diese Eier gekauft hast!» Dann wird sie ernst. «Miss Milena, was hältst du von den Italienern? Sind das gute Menschen?»

Felicia ist seit zwei Wochen ohne Anstellung. In diesen zwei Wochen hatte sie nur drei Vorstellungsgespräche. So kurz vor Weihnachten will niemand eine neue Angestellte einarbeiten. Man ist in den Ferien oder mit der Familie beschäftigt. Nur ein Gespräch führte zu einer Zusage. Ein älteres Paar ohne Kinder. Die Wohnung war dunkel, die schweren Vorhänge gezogen. Felicia musste den Tisch decken, mit schwarzen Augen stumm beobachtet. «Die Ma'am wartete nur darauf, dass ich einen Fehler mache. Sie würde mich schlecht behandeln, das weiss ich. Und dann bin ich wieder da, wo ich angefangen habe. Dann hätte ich gleich bei den Amerikanern bleiben können.»

Weil Helen und Sir Tom die Wohnung im exklusiven Hochhaus gekündigt wurde, kauften sie ein Haus. Um dem Stress des Umzugs zu entgehen, flogen sie für vier Wochen nach Amerika. Vier Kinder nahmen sie mit, der kleine Morris blieb bei Felicia, die auch den ganzen Umzug organisierte, alles ein- und wieder auspackte, das neue Haus einrichtete. Man hatte ihr zwar Metrokarten und Eintrittskarten für Vergnügungsparks zurückgelassen, aber nicht genug Bargeld. Nach drei Wochen gingen ihr die Lebensmittel aus. Nach vier Wochen meldete sich Sir Tom: sie würden noch zwei Wochen länger bleiben. Felicias Freundinnen brachten Lebensmittel und Reste vorbei.

«Es ist nicht möglich. Es ist einfach nicht möglich.»

Felicia ist stolz darauf, dass Morris in dieser Zeit nicht abgenommen hat. Sie kneift sich in den Arm, um mir zu zeigen, wie gesund Morris aussah. Ihr eigener Arm ist sehr dünn. Sie isst nur wenig, langsam, ihr Toast wird kalt. Die anderen Kinder seien verwahrlost zurückgekommen, sagt sie. Immer wieder ist eine Art Konkurrenz spürbar. Felicia ist eine bessere Mutter als Helen. Wäre sie auch eine bessere Ehefrau? Sir Tom tut ihr manchmal leid. Wenn er seinen Koffer für eine Geschäftsreise selber packt. Wenn seine Frau ihn anschreit. Sie zieht ihre Schlüsse: «In Amerika sind die Frauen mehr wert als die Männer».

Im neuen Haus hat Felicia kein richtiges Zimmer mehr, sie schläft in einer Art Vorraum im Flur. Wer nachts hereinkommt oder hinausgeht, muss an ihrem Bett vorbei. Helen denkt sich neue Schikanen aus. So will sie mit den Kindern zu einem Vergnügungspark fahren. Im letzten Augenblick steigt sie aus dem Taxi, das Felicia dann von ihrem eigenen Geld bezahlen muss. Immer öfter beklagt sich Felicia bei Sir Tom. «Ich bin hier nicht glücklich», sagt sie. Sir Tom fleht Felicia an zu bleiben. «Was würden wir ohne dich tun?» Dann wieder setzt er sie unter Druck: «Wir haben dich von den Philippinen geholt, ohne uns wärst du nicht einmal hier, wir haben dir den Flug bezahlt.» Das stimmt Felicia immer wieder um.

Eines Tages reißt sie Morris, der gerade auf die Strasse rennen will, am Arm zurück. Der Junge beklagt sich bei seiner Mutter, Felicia habe sie geschlagen. Helen droht mit einer Klage. Noch mehr als das trifft Felicia der Verrat des Jungen.

Was passiert, wenn einem Kind bewusst wird, dass seine Eltern es einer Frau überlassen haben, die sie selber verachten? Wird es einen Teil dieser Verachtung auf sich beziehen, wird es sich fragen, warum es nicht gut genug ist, um von jemandem betreut zu werden, den die Eltern wertschätzen? Was macht ein Kind mit dieser Erkenntnis? An wem wird es seine Verletzung rächen, seine Enttäuschung auslassen?

Im Internet findet Felicia eine neue Stelle und kündigt. Helen beschimpft sie per SMS. Sie will sie gar nicht mehr sehen. Sir Tom wird wütend, er sagt, sie sei undankbar und illoyal und verweigert die Entlassungspapiere, ohne die sie die neue Stelle nicht antreten kann. Molly rät Felicia, sich beim Ministry of Manpower zu beschweren. Das Zurückhalten der Papiere ist so illegal wie Felicias Einreise. Sie muss die Schlichtungsstelle nur erwähnen, um ihre Papiere zu bekommen – nicht aber ihr Geld. Sechs Wochenlöhne bleibt Sir Tom ihr schuldig.

Als Felicia bei der neuen Familie einzieht, sieht sie, dass überall Überwachungskameras installiert sind, auch über ihrer Schlafstelle. «Zu deinem Schutz», sagt die neue Ma'am. Felicia kann unter dem roten Kameraauge nicht schlafen. Nach nur einer Woche geht sie. Zum zweiten Mal. Jetzt ist sie offiziell ein schwieriger Fall.

Am Sonntag geht Felicia in die Kirche. Dort trifft sie ihre Freundinnen. Nach der Messe essen sie zusammen, jede bringt etwas mit. «Wir treffen uns im People's Park», textet sie. Ich fahre mit dem Taxi hin und stelle fest: People's Park ist kein Park, kein öffentlicher Platz, sondern ein Einkaufszentrum in Chinatown. Manche der Frauen kennen sich aus der Kirche, andere aus der Heimat. Wieder andere haben

sich bei der Arbeit kennengelernt, wie Felicia und Alissa. Man hilft sich gegenseitig aus. Mit Essen, manchmal mit Geld, mehr noch mit Informationen. Hier erfuhr Felicia, warum Helen und Tom die Wohnung gekündigt worden war: Helen rauchte zu viel, die Nachbarinnen, unter anderem Alissas Ma'am, hatten sie verpetzt. Wenn die Ma'ams wüssten, was ihre Angestellten über sie wissen, denke ich. Über sie denken. Und dabei verstehe ich nicht einmal, was sie sagen. Felicias Übersetzung ist bestimmt eine gemässigte Version. Gruppen srilankesischer Bauarbeiter schlendern vorbei. Blicke werden getauscht, Gesten. Die eine oder andere steht auf, geht mit einem weg, Hand in Hand. Felicia wendet sich ab. Ihre Schwester Maria ist mit «so einem» zusammen.

Jeden Sonntag fehlen Frauen, die nicht frei bekommen haben. «Der Trick ist, ganz früh aus dem Haus zu gehen, wenn alle noch schlafen, und erst dann zurückzukommen, wenn die Kinder schon im Bett sind», erklärt Felicia. «Sonst ist der freie Tag schnell weg.» Die Arbeitgeber haben ihre eigenen Tricks. Sie halten den Wochenlohn zurück: «Ich war noch nicht beim Bankomaten.» Schreiben der Angestellten mitten im Tag, sie könne ihr Geld JETZT abholen. Und wenn sie dann schon einmal da sei und die Kinder nach ihr riefen, dann könne sich doch gleich... Das Smartphone, mit dem die meisten Hausangestellten ausgerüstet werden, ist eine höchst effiziente Fussfessel.

«Wir tun es für unsere Kinder.»

Die häufigsten Klagen, die HOME behandelt: Frauen, die geschlagen, sexuell missbraucht, eingesperrt, nicht bezahlt, bedroht werden. Die Klagen, die ich von Felicia und ihren Freundinnen Alissa und Faith gehört habe – zu wenig Schlaf, zu wenig Essen, Schikanen, das Geld wird zurückbehalten – werden nicht angezeigt. Das ist einfach Pech. «Manchmal beneiden wir unsere Freundinnen», sagt Faith. Sie arbeitet für eine indische Familie. Weil ihre Arbeitgeber gerade in den Ferien sind, bezahlen sie der Arbeitsvermittlungsgesellschaft 150 SD in der Woche nur dafür, dass Faith über Nacht in ihren Geschäftsräumen eingeschlossen wird. «So bekomme ich immerhin ein bisschen mehr Schlaf», sagt Faith trotzig. Das wiegt die Demütigung nicht auf. Faith kennt eine Frau, die in einem richtigen Zimmer mit einem richtigen Bett und einem Fenster wohnt. Eine andere wird von ihrer Ma'am regelmässig für ihre Küche gelobt. Felicias Schwester hat zwei Wochen Ferien im Jahr, die sie allerdings nicht nutzt – sie hat keine Kinder zu Hause. «Warum haben die einen so viel mehr Glück als die anderen?»

Wenn ich sie frage, was sie sich wünschen, sagen sie alle dasselbe: «Dass meine Arbeit anerkannt wird. Dass die Ma'am mich mal lobt. Oder Danke sagt.» Erst danach kommen die pragmatischeren Forderungen nach geregelten Arbeitszeiten, genügend Schlaf, genug zu essen, ein bisschen mehr Lohn. Und: für Expats arbeiten. Am schlimmsten seien die Chinesen, dann kämen die Inder, dann die Amerikaner und am besten behandelten einen die Europäer. «Dumme Vorurteile», sagt Felicia. «Chinesen sind wenigstens Asiaten, man versteht, wie sie denken!» Und man kennt das Essen. Inder essen vegetarisch, das sind sich die Frauen nicht gewohnt, die westliche Küche vertragen sie oft nicht. Felicia hat Pickel bekommen vom amerikanischen Essen, sie schämt sich ihrer Haut. Und doch war das Letzte, was sie zu Sir Tom gesagt hat: «Sie sind schlimmer als ein Chinese!» Das sei die philippinische Art, bestätigen Faith und Alissa: «Wir sagen, was wir denken, nicht wie die Indonesierinnen!» Genau deshalb sind diese bei den Arbeitgebern beliebter.

Zwei Tage vor Weihnachten. Felicia ist seit zwei Wochen arbeitslos. Ihre Work Card läuft heute aus. Morgen früh wird sie ausgeschafft. Selbst wenn sie das Angebot der Italiener annimmt, muss sie erst einmal aus- und wieder neu einreisen. Die Agentur schickt sie mit einer Begleitperson über den Fluss nach Malaysia. Dort wird sie zwei Wochen in einer Art Durchgangslager verbringen. Wenn sie zurückkommt, wird sie die Kosten für die Ausschaffung abstottern müssen. Mindestens zwei Monatslöhne, schätzt sie. Diese aktive Rolle der Agenturen führt laut einer Untersuchung von HOME dazu, dass in vielen Fällen der Tatbestand des Menschenhandels bei FDW erfüllt ist. Die Untersuchungskommission der Regierung lehnt die Studie von HOME ab. Die einzelnen Vergehen liessen sich nicht beweisen.

«Sie wissen aber schon, dass wir hier eine scharfe Zensur haben?»

Die Gründerin einer Hilfsorganisation, die sich mit Menschenhandel befasst, schaut mich spöttisch an. «Nein, das wusste ich nicht.» Dafür verstehe ich jetzt, warum es sehr viel schwieriger war, sie zum Gespräch zu treffen als Felicia und ihre Freundinnen. «Ich möchte auf keinen Fall zitiert werden», sagt die Frau.

Felicias Sohn hat Fieber. Seit einer Woche kommt und geht es. Es könnte Dengue-Fieber sein. Man weiss es noch nicht. Schon im Dezember konnte sie kein Geld nach Hause schicken. Sie hatte gehofft, ihre Schwester Maria könnte sie unterstützen, doch diese hat nur noch Augen für ihren Bauarbeiter aus Sri Lanka. Sie kocht jeden Abend für ihn, gibt ihm all ihr Geld. Felicia, die, seit sie arbeitslos ist, bei ihrer Schwester lebt, stört: Zwei Frauen und ein Boyfriend auf vier Quadrat-

metern, das ist zu viel. Eine dritte Schwester, die in Hongkong arbeitet, schickt in ihrem Namen Geld nach Hause; Felicia hat ihrer Mutter nicht gesagt, dass sie arbeitslos ist.

«Es ist einfach nicht möglich, alles zu schaffen, es ist zu viel.»

Gestern Nachmittag hat Alissa angerufen, vom Spielplatz aus. Die Kinder, die sie betreut, spielten gerade mit Morris und Lucy. Felicia fuhr sofort hin. Mit dem Taxi, zehn Dollar. Hinter dem Zaun versteckt, beobachtete sie «ihre» Kinder. «Sie durften mich nicht sehen. Man hat ihnen erzählt, ich sei in den Ferien.» Jetzt weint Felicia. Zum ersten Mal. Übermorgen ist Weihnachten. Felicia wird allein sein, in einem fremden Land, sie wird nicht telefonieren können. Wenn sie den Italienern absagt, kann sie erst wieder einreisen, wenn die Agentur ihr eine neue Stelle verschafft hat. Felicia wünscht sich, das deutsche Paar, bei dem sie sich ebenfalls vorgestellt hat, würde zusagen. Ihr schreiendes Baby ist in Felicias Armen eingeschlafen, das ist doch ein gutes Zeichen.

Wir haben viel geredet, über Männer und Ex-Männer, Freiheit und Einsamkeit, über Wünsche und Grenzen. Wir haben gelacht. Wir hatten Momente von Nähe, in denen sich der Abgrund zwischen uns, zwischen unseren Realitäten, auflöste. Nur um uns beiden dann umso deutlicher bewusst zu werden. Ich finde es immer schwerer, zu akzeptieren, dass der Ort, an dem man geboren wurde, alles andere bestimmt. Das ist naiv, ich weiss. «Man muss das schon im Zusammenhang sehen», sagt eine Menschenrechtsanwältin. «Auf den Philippinen hätten diese Frauen noch weniger Chancen!»

Das Handy blinkt auf dem Tisch, Felicia schaut auf die Nachricht und lacht. «Die Mädchen sagen, es sei langweilig ohne mich!» Eine alte Frau räumt unser Tablett ab, die beiden Eier steckt sie in ihre Schürzentasche. Beim Eingang zur Metrostation trennen wir uns. Felicia umarmt mich kurz, dann verschwindet sie in der Masse. Draussen ist es dunkel geworden. Die Lichter blinken unbeirrbar. Die Luft ist feucht und schwer.

Zwei Tage später schreibt Felicia: «Hi Miss Milena! Fröhliche Weihnachten! Ich bin jetzt in Malaysia. Ich bleibe stark für meine Kinder. Meine Kinder sind meine Kraft.» Und Mitte Januar: «Hello Miss Milena. Ich bin wieder in Singapur. Die deutsche Familie ist nett. Ich hoffe, dass es so bleibt. Bleib stark und schön!»

Du auch, Felicia. Du auch.

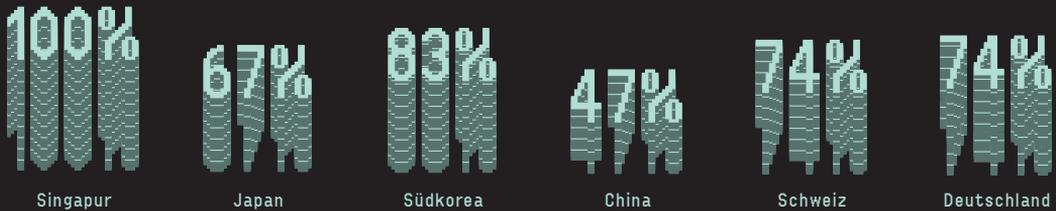
Mehr zum Thema im Autorinnengespräch auf Seite 122.

- * Stadtstaat mit 5,3 Mio. Einwohnern auf 697 km². Illiberale parlamentarische Demokratie: Gewaltenteilung ist nicht gegeben. Mehrvölkerstaat (Chinesen, Malaien, Inder und andere).
- * Von jeher ein Welthandelsplatz zwischen China und Europa.
- * Kronkolonie Grossbritanniens bis 1963. War am Anfang der Unabhängigkeit mit Massenarbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Ressourcenknappheit konfrontiert.

- * Unter Premierminister Lee Kuan Yew (1959-1990) wies das Land die höchste Wachstumsrate der Welt auf. Allerdings führte seine Regierung auch die Prügelstrafe und eine rigorose Zwei-Kind-Politik ein.
- * Machtkonzentration durch Polit-Dynastien, auch in der Wirtschaft.
- * Autoritärer Staat: Beispielsweise wird eine Lizenz verlangt, wenn mehr als drei Personen öffentlich über Religion, Politik oder die inneren Angelegenheiten Singapurs sprechen wollen.

- * Kaum Pressefreiheit: «Reporter ohne Grenzen» führen Singapur auf Platz 149 ihres Länderrankings – noch hinter Russland, Kongo und Tunesien.
- * Äusserst strenges Strafrecht (Todesstrafe), das körperliche Züchtigungen (Rohrstockhiebe) auch bei Bagatelldelikten wie Vandalismus vorsieht.
- * Laut «Forbes» eine der weltweit wohlhabendsten und teuersten Städte.

ANTEIL DER URBANEN BEVÖLKERUNG



WIRTSCHAFT

- * Singapur schaffte den Sprung vom Schwellenland zu einem auf Dienstleistungen ausgerichteten Staat in nur einer Generation.
- * Mit Ausnahme des stark regulierten Wohnungsmarktes gilt Singapur heute als eine der am stärksten deregulierten Volkswirtschaften der Welt.
- * Ausländische Unternehmen schätzen nebst den extrem tiefen Steuern die rechtliche und politische Stabilität sowie den hohen Lebensstandard für ihre Angestellten.

- * Unternehmen profitieren von Doppelbesteuerungs-Abkommen mit mehr als 50 Ländern. Ausserdem setzt Singapur seine Gesetze zum Schutz geistigen Eigentums rigoros um.
- * Die Kombination von konfuzianischer Geschäftsethik mit dem alles kontrollierenden Staat schafft beinahe paradisische Zustände für Unternehmer.
- * Da Singapur das ideale Eingangstor zum asiatischen Markt ist, haben allein mehr als 700 deutsche Unternehmen in Singapur

- zumindest eine Vertretung. Diese können auf die Kapitalmacht von über 500 Finanzdienstleistungsunternehmen zurückgreifen, ebenso auf ein Netzwerk von über 4500 Unternehmen aus den Bereichen Auditioning, Consulting, Marktforschung, PR und Marketing sowie Human und Legal Services.
- * Die Führung Singapurs bemüht sich darum, internationale Firmen aus dem Banken-, Pharma- und Medizinbereich anzuziehen und Singapur so als Finanz- und Hightech-Hub Südostasiens zu etablieren.

PRO-KOPF-EINKOMMEN



EXPATS

* Laut dem Department of Statistics arbeiten etwa 1,5 Mio. Ausländer in Singapur. Es ist unklar, ob in dieser Zahl die zahlreichen Wander- und Gastarbeiter aus den umliegenden Ländern mitgezählt werden, da viele davon illegal im Land sind.

* Als Expat erlebt man in Singapur ein extremes Sicherheitsgefühl. Das Leben wird als «klinisch sauber» beschrieben.

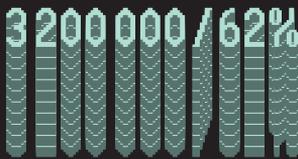
* Für fast jede Ethnie, fast jedes in Singapur vertretene Land gibt es eigene Einkaufszentren. Die Ethnien prallen kaum aufeinander, sondern gehen sich primär aus dem Weg. Dies ist vom Staat vorgesehen: So gibt es z.B. ethnische Quoten für Wohnquartiere.

* Ausländische Firmen setzen vor allem ihre talentiertesten jungen Köpfe für einen Aufenthalt in Singapur ein. Die gut ausgebildeten

Expats tragen massgeblich dazu bei, im Land nicht vorhandenes Know-how zu erweitern und die westlichen Märkte für Firmen aus Singapur zu erschliessen. Vor allem der Finanzsektor, die Flugindustrie sowie Wissenschaft und Forschung haben von dieser Praxis profitiert.

EINWOHNER VON SINGAPUR: 5 270 000

DAVON



Bürger von Singapur



Permanente ausländ. Bevölkerung



Temporäre ausländ. Bevölkerung

DAVON



Familienangehörige



Hausangestellte



Ausländer mit Arbeitserlaubnis

DAVON



Low-Skilled (z.B. Maids)



Mid-Skilled (z.B. Techniker)



High-Skilled
(z.B. Spezialisten, Manager)

ZUKUNFT

Nach einer Phase des Know-how-Aufbaus, die in einzelnen Branchen im Abschluss begriffen ist (z.B. im Finanzsektor), wird Singapur wahrscheinlich versuchen, die ausländischen Firmen aus dem Land zu drängen.

Ein Indiz dafür ist die Tatsache, dass es seit einigen Jahren immer weniger Expats gibt, die sich in Singapur aufhalten.

Da die besten Studienabgänger Singapurs aus Prestige Gründen zum Staat statt zur Privatwirtschaft gehen, wird vermutet, dass sich

das Land längerfristig wirtschaftlich schwächen wird.

Dazu kommt, dass das Singapur Schulsystem auf abrufbare Leistung getrimmt ist: Fähigkeiten wie Kreativität, selbständiges Denken oder Unternehmergeist werden völlig vernachlässigt.

Die Zellen meiner Schwester

Wenn der eigene Körper zum Feind wird. Ein Selbsterfahrungsbericht.

Meine Güte, ich bin ja so nett geworden. So warmherzig. Das stellte ich fest, als ich kürzlich einem Autofahrer den Weg erklärte. Als er sich verabschiedete, antwortete ich: «Einen schönen Tag. Viel Glück. Machen Sie's gut! Fahren Sie vorsichtig!» Fast hätte ich ihn aus dem Auto gezerrt und umarmt. Aus lauter Freude, dass ich ihm helfen konnte. Oder anders gesagt: aus lauter Freude, dass ich überhaupt noch Ratschläge erteilen kann. Aber ich bin auch empfindlicher als früher. So nehme ich im Coop nicht mehr den erstbesten Einkaufswagen, sondern achte darauf, bei welchem die Entriegelungskette nicht mehr pendelt. Ich will

das Gefährt quasi unberührt. Dabei denke ich nicht einmal an den schweissigen, von Bakterien wimmelnden Handlauf, was in meinem Fall durchaus angebracht wäre. Es geht mir ums Prinzip. Ich will kein Wägelchen, dessen Kette pendelt. Nein, so etwas will ich nicht. Das ist zwar ein recht seltsames Verhalten, aber ich stehe dazu. Denn auch darin erkenne ich einen schönen Beweis dafür, dass ich noch empfinde. Dass ich noch lebe.

Anfang Sommer 2010 war ich mir nicht so sicher, ob ich je wieder Pommes frites essen würde. Oder Motorrad fahren. Oder Noëlle küssen. Oder im Meer tauchen und durch das Wasser hinauf zur Sonne schauen. Am 1. Juni morgens um 8 Uhr 30 brachte Noëlle mich zu einer märchenwaldgrünen Türe, eingelassen in eine märchenwaldgrüne Wand, im obersten Stock des Zürcher Universitätsspitals (darüber nur noch der Himmel). Eine Tür ohne Falle, nur eine Gegensprechanlage. Die Welt auf der anderen Seite sollte mein Lebensumfeld für die kommenden sechs Wochen werden. Hier sollte der dritte und letzte Teil meiner Therapie stattfinden.

Gut zwei Monate zuvor hatte mir der Hausarzt in einem halbinütigen Telefonat mitgeteilt, dass ich an akuter myeloischer Leukämie erkrankt sei, also Blutkrebs. Eine der aggressivsten Spielformen dieser Krankheit. Lebenserwartung ohne Therapiebeginn am gleichen Tag: ein paar Wochen. Ich begann nicht sofort. Noëlle wollte noch eine Nacht mit mir zu Hause verbringen. Vielleicht die letzte. Wir luden unsere besten Freunde ein. Noëlle spielte Ukulele, ich weinte und wusste nicht, wie mir geschah.

Am nächsten Morgen fuhr mich Noëlle ins Krankenhaus; es war ihr Geburtstag. Zwei Chemotherapien standen bevor, verteilt über zwei Monate. Die ganze Zeit würde ich stationär bleiben müssen. «Ausser dass ich krank bin, bin ich gesund», schrieb ich auf die Wand meines Spitalzimmers. Nach den beiden Zyklen sollte es eine kurze Pause geben, darauf sollte eine Stammzelltransplantation folgen, quasi die Kür der ganzen Sache. Gemäss statistischer Erfahrung sollte sie meine Überlebenschancen um 20 Prozent verbessern. Nicht alle Welt, aber in meinem Fall schon eklatant viel.

Nun war es so weit.

Die märchenwaldgrüne Tür öffnete sich mit einem metallischen Klicken, und ich trat in eine Art Raumstation, hell, leise summend und hermetisch abgeriegelt von der Umwelt. In der Station schwebend die Crew, ganz in Blau, versehen mit Mundschutz und Haarhaube.

Das Lächeln musste man sich unter der Maske vorstellen, aber es war zweifellos da. Kein Fenster liess sich öffnen, die Luft so steril wie in einem Operationssaal, das Wasser kam über speziell gesicherte Leitungen. Vom zentralen Gang mündete ein Dutzend Patientenzimmer, alles Einzelzimmer, alle Türen geschlossen. Dort lagen die Passagiere dieses Space-Ships, alle mehr oder weniger mit derselben Diagnose wie ich, und warteten darauf, dass die Space-Docs ihnen wieder Leben einhauchten. Sie lagen da zwischen zwei Lebenszuständen wie Raupen in der Metamorphose. Weder tot noch lebendig. Aber mehr tot. Allerdings voller Hoffnung, dass es wider Erwarten doch noch eine Zukunft geben würde. Bald sollte auch ich mich in diesem Zustand befinden.

Mein persönlicher Betreuungs-Astronaut präsentierte mir mein Zimmer. Ein Bett, ein Miniaturtisch, ein WC ohne Spülung (aus hygienischen Gründen; ich würde für jede Leerung klingeln müssen). Und im Raum nochmals ein Raum, gebildet aus schweren Plastik-Vorhängen. Jetzt standen sie noch offen, doch bald würden sie das Bett abschirmen. Wo hatte ich solche Dinger schon gesehen? Genau. In Schlachthöfen. Um die einzelnen Verarbeitungsstrassen voneinander zu trennen. Ein leichter Überdruck im Innern des Plastikzertes würde jene Viren und Bakterien fernhalten, die trotz Filtern in die Raumstation gelangten. Hinter den Vorhängen ein Fernseher. Unbenutzbar. Das milchige Gewelle der Vorhänge löste jedes Gesicht in irrwitzige und absurd verfärbte Fratzen auf. Einziges Geräusch neben der Lüftung war das stoische Ticken der total überdimensionierten Wanduhr.

Tick. Tick. Tick.

Nicht gerade einladend, aber immerhin besser als befürchtet. Weil jemand das Stichwort «Isolationszelt» gemurmelt hatte, war ich davon ausgegangen, ich würde wie zu früh geborene Babys in eine Art Sauerstofftunnel gelegt, aufgeblasen zur Erwachsenengrösse. Aber das hier war nicht gar so schlimm. Die Vorhänge liessen immerhin etwa acht Quadratmeter Freiheit, und in ihrer Durchsichtigkeit erinnerten sie mich an die Werke von Heidi Bucher. Die Zürcher Künstlerin hatte einst das Haus meiner Grossmutter mit Latex ausgestrichen, die einzelnen Räume dann gehäutet und anschliessend in grossen Hallen aufgehängt, wo sie als zarte, hauchdünne Kopien ihrer selbst auferstanden. Eine schöne Arbeit.

Aber das hier war keine Kunst, das hier war Realität. Und «Zelt» war gleichzeitig Euphemismus wie Übertreibung. Übertreibung, weil der von den Vorhängen abgegrenzte Raum grösser war als ein Zelt. Euphemismus, weil «Zelt» mit Ferien und Camping assoziiert wird.

Wie auch immer: In diesem durchsichtigen Käfig sollte ich also leben, maximal abgeschirmt von allem; denn im Verlaufe der Therapie würde man mich meines Immunsystems berauben. Es hatte schmächtig versagt und die mutierten Zellen in meinen Adern nicht erkannt. Zum Verräter an mir geworden, sollte es zerstört und anschliessend durch das Immunsystem meiner Schwester ersetzt werden. Zwischenzeitlich würde ich ohne jede Abwehr sein. Also trennte man mich von allem, was mir schaden konnte, und man trennte mich von allem, was ich liebte. Von meinen Geschwistern und Freunden. Und von Noëlle. Ich ahnte, was kommen würde: wie meine grosse Liebe ihre Handfläche von aussen gegen die durchsichtige Abgrenzung presst, bis sie weiss und blutleer ist, wie ich meine Hand von innen dagegen halte, bis sie weiss und blutleer wird. Tag für Tag. Nur schon die Vorstellung trieb mir die Tränen ins Gesicht. Wir hatten ein halbes Jahr zuvor geheiratet; das Leben war gut wie nie zuvor, und nun das. Für direktere Zärtlichkeiten gab es einen überlangen Latexhandschuh, in den Vorhang eingelassen und wie ein toter Arm herabbaumelnd, ähnlich den Spezialhandschuhen, die Veterinäre beim Besamen von Kühen tragen. Wollte ich, dass Noëlle mich damit berührte? Nein.

Ich setzte mich auf den Bettrand und fragte mich, was ich sechs Wochen lang in diesem Geviert tun würde. Fühlt man sich so als Gefangener? Ich erinnerte mich an das Leiden des Grafen von Monte Christo. An Solschenizyn im Gulag. Und ich dachte an den tibetischen Mönch Tanak Jigme Sanpo, der Jahrzehnte in chinesischen Kerkern verbracht hatte, lange Zeit davon in Isolation. Ich hatte ihn kürzlich interviewt: ein Mensch mit einer unglaublichen Gelassenheit, erblindet in seiner dunklen Zelle, voller Narben von den Ketten, an denen man ihn aufgehängt hatte. Und sogleich schalt ich mich für meine Naivität: Was dachte ich mir dabei, in diesen Personen Leidensgenossen zu suchen? Ich war nicht hier, weil mir ein repressives System das Leben zur Hölle machte. Ich war hier, um wieder gesund zu werden. Oder zumindest: um zu überleben. Ich hatte ein Ziel vor mir. Es gab einen Anlass für die Qual, und es gab keinen anderen Weg, das Ziel zu erreichen.

Ich legte mich ins Bett und wartete auf die erste Visite der Stationsärztin. Als sie kam, schlenkerte sie lustig mit den Armen und sagte strahlend: «Wir werden mit Ihnen den Kilimandscharo besteigen.» Damit meinte sie wohl, man werde nun an mir eine medizinische Höchstleistung vollbringen (obwohl der Kilimandscharo nicht viel mehr als ein langer Spaziergang ist). Zudem hielt sie mir ein Blatt Papier hin. Darauf stand, dass zehn Prozent der Patienten bei der mir bevorste-

henden Therapie sterben und dass ich dieses Risiko zur Kenntnis zu nehmen habe. Ich unterschrieb.

Und begann zu rechnen. Zehn Prozent. Einer der zwölf Passagiere dieses Space-Ships würde die Behandlung also nicht überleben. Entweder einer neben mir, links oder rechts, oder vielleicht traf es auch mich. Ein vergleichsweise hohes Risiko bei nur 20 Prozent zusätzlicher Überlebenschance. Ich kam mir vor wie ein Investor, der sich nicht entscheiden kann. Doch bei einer Krebstherapie gibt es nur alles oder nichts. Wer zaudert, hat verloren.

Die Behandlung begann mit einer weiteren Chemotherapie. Die Zytostatika, diesmal besonders giftige, sollten allfällig in mir verbliebene Reste der amoklaufenden Blutzellen vernichten. Darauf sollten sechs Ganzkörperbestrahlungen folgen. Um noch mit den Resten der Reste aufzuräumen. Überlebte nur eine einzige falsch programmierte Zelle, würde sie in Kürze wieder Kopien herstellen. Zuerst eine, dann zwei, vier, acht, und so weiter, schliesslich würden es Millionen sein; simple Mathematik bis zum Exitus. Deshalb die Radioaktivität. Sie sollte meine Blutproduktion stilllegen und meine Knochen als ausgebrannte, verstrahlte Röhren zurücklassen, schwarz und verkohlt, wie die Gebäudeskelette von Hiroshima nach dem Abwurf von «Little Boy». So stellte ich mir das vor.

Und in diesen toten Röhren sollte schliesslich wieder neues Leben entstehen, aus dem Nichts würde der japanische Frühling mit seiner Flut rosaroter Kirschblüten erwachen. Dank frischen Stammzellen. Gependet von meiner Schwester. Die Stammzellen sollten sich im Innern meiner Knochen ansiedeln und neues, gesundes Blut produzieren. Ich würde wieder leben.

Die ersten zehn Tagen auf der Raumstation dienten der Vorbereitung für den grossen Tag. Das Gift tropfte in meine Adern, und jeden zweiten Tag wurde ich in den Untergrund des Spitals zur Bestrahlung gebracht. Im Rollstuhl. Bedingung war, dass ich bei diesen Ausflügen jedes Mal nicht nur frische, sondern neue Socken trug, die danach aber gleich wegzuerwerfen waren. Den Grund verstand ich nicht. Waren die Dinger danach radioaktiv? Falls ja, weshalb galt diese Regel nicht auch für das Spitalpyjama? Und wie sehr strahlte ich selbst? Aber ich fragte nicht. Denn auf solche Fragen gibt es im Spital Antworten, auf die man lieber verzichten würde.

Meistens lag ich aber flach in meinem Space-Ship und dämmerte vor mich hin. Die Zeit erlebte ich als das, was sie tatsächlich ist: ein perfektes Kontinuum. Noch nie war mir diese Gleichförmigkeit so sehr

aufgefallen. Anders als draussen, wo unser von Emotionen und Engagement geleitetes Herz seine Schlagkadenz je nach Art der Aufregung verändert, wo uns Ereignisse hin und her zerren, wo wir in der einen Sekunde teuflisch hetzen und in der nächsten gelangweilt warten, verläuft im Zelt alles monoton. Hier ist man nie zu früh, nie zu spät, nie in Eile. Man ist einfach da, im Hier und Jetzt. Also eigentlich ein präerleuchteter Zustand. Gar nicht so übel. Eigentlich.

Doch ich bin kein buddhistischer Mönch. Ich wollte hier so schnell wie möglich gesund gemacht werden und dann tschüss. Also versuchte ich, mir einen Tagesplan zu machen. Eine Struktur zu geben. Zucht und Ordnung in meinen Alltag einzuführen. Eine Stunde lesen. Eine Stunde meditieren. Eine Stunde dösen. Und so weiter. Doch der Plan funktionierte überhaupt nicht. Ich hatte für nichts genügend Geduld, Ausdauer und Kraft. Alle paar Minuten schmiss ich hin, was ich gerade machte. Die Zeit nervte ungemein, und die Wanduhr trieb diesen schmerzenden Stachel mit jedem Ticken noch weiter in mein leidendes Hirn.

Aus purer Verzweiflung – und um zumindest etwas Sinnvolles zu tun – begann ich schliesslich, meinen Alltag zu protokollieren: 7 Uhr 10 bis 7 Uhr 22: Morgenüberwachung, also Fieber messen, Blut nehmen, auf die Waage stehen. 8 Uhr 02 bis 8 Uhr 09: Toilette. 8 Uhr 10 bis 8 Uhr 13: auf dem Handy die Headlines lesen. 8 Uhr 14 bis 8 Uhr 16: das Dachbodenfenster im Haus gegenüber beobachten und herausfinden, ob sich dort jemand bewegt. 8 Uhr 17 bis 8 Uhr 32: im Zelt auf und ab gehen (soweit das halbe Dutzend Leitungen Spielraum liess, die unterhalb meiner rechten Schulter aus dem Körper sprossen). Gleichzeitig die Passanten im Spitalpark beobachten. Ging jemand innerhalb von zehn Atemzügen in einer roten Jacke vorbei, so bedeutete das Glück. 8 Uhr 33 bis 8 Uhr 49: SMS beantworten. Und so weiter. Aber auch diese Beschäftigung gab ich bald wieder auf. Genau genommen tat ich nichts anderes, als zu protokollieren, dass ich protokollierte. Die Schlange biss sich in den Schwanz.

Nicht einmal das Thema Essen verschaffte Erleichterung. Eigentlich ist es das Highlight eines Spitalalltags. Die Assistenzen klimpern mit dem Besteck, und die Wärmehaube lüften ist wie Geburtstag. In meinem Fall bestand das Essen aber morgens wie mittags und abends aus Apfelschnitzen; mehr ertrug ich nicht. Diese waren geschält, nochmals gewaschen und zusätzlich in Folie verpackt. Auf der Folie stand, wie lange ich sie stehen lassen dürfe: 2 Stunden. Danach galten sie als kontaminiert und als tödliche Gefahr für meinen abwehrlosen Körper.

Trotzdem verschafften mir die Schnitze Abwechslung. Während ich sie in Miniaturbissen kaute, dachte ich darüber nach, dass ich sie nie wieder sehen würde. Diese Tatsache beschäftigte mich sehr. Ich schob die Stücke in den Mund, eben waren sie noch da gewesen, und nun waren sie weg. Unwiederbringlich. Nie mehr würde ich sie sehen. Manchmal hielt ich mitten im Kauen inne, um den Moment des Verschwindens noch etwas länger hinauszuzögern. Ich sass da wie in einem stehen gebliebenen Film, versteinert und eingefroren. Alles stand still, ich hörte sogar auf zu atmen. Diese Augenblicke schob ich so lange wie irgend möglich hinaus.

Tatsächlich war alles so fürchterlich vergänglich. Überall sah ich nur noch Dekadenz. Hatte meine Space-Pflegerin bereits gestern diese Altersflecken? Und weshalb wurde der Rasen draussen jeden Tag brauner? Falls ich starb, würde auch ich vergehen, kremiert und reduziert auf Atome, die irgendwann zu Zeiten des Urknalls entstanden waren und seither im Universum herumvagabundierten, die für ein paar Jahrzehnte zufällig meinen Körper gebildet hatten, nun aber wieder der Erde zurückgegeben würden und dort als Minerale irgendeine Pflanze, einen Baum oder sonst was nähren würden – auf dass neues Leben entstehe.

Das war zwar ein tröstlicher Gedanke, eine Art rationale Form der Reinkarnation, aber trotzdem: Herzlich wenig würde von mir bleiben. Und was wäre das Wenige? Ich dachte darüber nach und fand heraus, dass es am ehesten Schrauben sind. Oder genauer: die Energie, mit denen ich die Dinger in Mauern gedreht habe: in Zumikon, Oberengstringen, Steg, Winterthur, Zürich, Meilen, den Stationen meines Lebens. Überall hatte ich geschraubt. Schrauben konservieren die Kraft des Körpers, die Leistung der Muskeln. Sie sind Beweis, dass man einmal gewesen ist und gearbeitet hat, gesund, im Vollbesitz der Kraft. Dreht man sie heraus, neutralisiert man die investierte Energie. So ähnlich wie Bündner Soldaten 1499 mit ihren Hellebarden umgegangen waren. Kurz vor der Schlacht an der Calven hatten sie die Waffen zur sicheren Parkierung in die Decke einer Wirtsstube gestossen, nach dem Vespern dann wieder herausgezogen. Noch heute sind die Einstiche in der Decke zu sehen. 500 Jahre später. Faszinierend.

Eines Tages fand ich ein winziges Insekt an der Fensterscheibe meines Zimmers. Keine Ahnung, wie es all die Filter der Lüftung überlebt hatte. Es rannte die Scheibe auf und ab und wollte unbedingt nach draussen. Also bugsierte ich es in eine Pillenschachtel und klingelte. Die Space-Schwester solle das Tier bitte auf die andere Seite der Märchenwaldtüre tragen und es in die Freiheit entlassen. Ich hatte ein

Leben gerettet. Bitte, lieber Gott, sagte ich, schau, was ich gemacht habe. Und denk doch auch an die vielen Regenwürmer, die ich schon vom sommerheissen Asphalt aufgelesen habe. Und vergiss auch nicht die sechs Küken eines meiner Hühner, die in ein Abflussrohr gefallen waren und halbtot, pudelnass und unterkühlt im Syphon lagen. Ich holte sie heraus, packte sie in ein Frottiertuch und reanimierte sie erfolgreich bei 30 Grad im Backofen. Nun sei bitte gerecht. Lass auch mich leben.

Zum liebsten Zeitvertreib wurde mir jedoch die Imagination von Dramen. Ich weiss nicht, wie ich darauf gekommen war, aber das war besser als alles, strengte nicht an und war wie ein LSD-Trip. Jedenfalls produzierte mein Hirn, einmal losgelassen, die absonderlichsten Szenen. Beispiel: Während der bevorstehenden Transplantation der Stammzellen würde ich völlig cool bleiben. Meine Familie würde zwar bangen, dass alles klappt und ich in diesem entscheidenden Moment weder allergisch reagiere noch sonstwie kollabiere. Aber ich würde den totalen Überblick behalten, nicht nur über mein Leben, sondern auch über das meiner Liebsten. Das hiess: Während die Zellen zu Millionen durch den Katheter in meinen Körper fliessen und sich dann selbständig in Richtung Knochen bewegen würden, würde ich weder vor Todesangst wimmern noch mich übermässig freuen; ich würde Noëlle vielmehr an eine unerledigte Lappalie aus unserem Alltag erinnern: dass wir die bereits gekauften Billetts für «Karl's kühne Gassenschau» aufgrund meiner Unpässlichkeit leider zurückgeben müssten.

Nur ein kleiner Gedanke. Ein Ausrutscher des Hirns – aber er machte mich zum Master of the Universe, der alles beherrscht und durch nichts aus der Ruhe zu bringen ist. Indem ich an die blöden Tickets dachte, bewies ich eindrücklich, wie verantwortungsbewusst und umsichtig ich auch in der verzweifeltsten Lage handeln kann, eine quasi übermenschliche Leistung und Beweis meiner Kapazitäten. Ich war ein Superheld.

Diese Situation spielte ich immer wieder durch und fand mich dabei wirklich sehr überzeugend. Im Verlaufe der Zeit entwickelte ich zusätzliche Varianten. Sie wurden immer verwegener und schlossen ein, dass die gespendeten Zellen den Weg in die Knochen nicht fanden und ich folglich bald sterben würde. Das war noch besser. Ich sah mein Bett umringt von meinen Verwandten und wie ich ihnen mit schwacher Stimme mitteilte, wie es stand. Dabei war ich der Einzige, der nicht flennte. Ich würde daliegen, ruhig und entspannt, ein wissendes, ja beinahe erleuchtetes Lächeln auf den Lippen.

Natürlich schämte ich mich für diese Phantasien. Hatte ich wirklich nichts Besseres zu tun? Ich war todkrank, doch anstatt demütig auf Besserung zu hoffen, offenbarte ich vielmehr einen krassen Hang zur Dramatik, der seinen Kulminationspunkt im Exitus fand. Aber nach einigem Nachdenken fand ich eine Erklärung, nicht zuletzt, um mich davon zu überzeugen, dass ich mir nicht zusätzlich auch noch einen psychischen Knacks geholt hatte. Die Erklärung geht so: Wenn der Körper verrückt spielt, dann darf auch der Geist so reagieren – oder er muss sogar gezwungenermassen auf dem gleichen Level mitmachen. Die Phantasien helfen, die Terra incognita im Hirn zu erforschen, zu erobern, zu befestigen und mit Inhalt zu füllen. Denn das imaginierte Drama stellt nichts anderes dar als die mehr oder weniger logische Weiterführung der theoretisch möglichen Situationen. Diese Möglichkeiten müssen ausgelotet und durchgespielt werden, damit der Boden unter den Füßen nicht mehr derart arg wackelt.

Die eigentliche Transplantation war ein kurzer Akt. Es war der 9. Juni gegen 16 Uhr. Eine der Pflegerinnen näherte sich meinem Space-Ship und dockte einen einzelnen Beutel mit einer gelblichen Flüssigkeit an. Meine Geschwister und Noëlle sassen schweigend hinter dem Milch-Plastik und standen mir bei. Meine Schwester hatte man zuvor stundenlang an eine Zentrifuge angeschlossen, um Stammzellen aus ihrem Blut herauszufiltern. Sie waren von bester Qualität und passten in den entscheidenden genetischen Merkmalen zu meinen eigenen. Nun tropfte das Transplantat in meinen Körper und suchte sich von da selbständig den Weg in die toten, ausgebrannten, verstrahlten, vergifteten Knochenröhren, um dort neues Leben zu schaffen.

Ich lag da und versuchte, die Grösse des Moments bewusst zu erleben. Ein Teil meiner Schwester lebte nun in mir weiter. Wir waren plötzlich noch näher verwandt als bisher. Seltsam. Mit diesem Gedanken dämmerte ich weg.

Zehn Tage würde es dauern, bis es klar war, ob die Transplantation funktionierte. So lange brauchten die neuen Stammzellen, um in meinem Knochenmark die Blutproduktion wieder in Gang zu bringen. So lange würde ich daliegen, im Ungewissen, totenbleich, entkräftet, Angst als neuer Gesichtszug. Es gab nichts zu tun ausser zu warten. Und zu hoffen. Ich las keine Zeile. Ich hörte keine Musik. Ich tat nichts, ausser der Wanduhr zuzuhören und zu versuchen, nicht zu verzweifeln.

Zu mehr war ich auch nicht fähig. Eine Schwäche von bisher unbekanntem Ausmass nahm von mir Besitz. Um einen Schluck Wasser zu trinken, brauchte ich an die zehn Minuten. Ich sagte meinem Hirn,

was die Muskeln tun sollten, aber sie taten nichts. Das Glas auf dem Tischchen blieb einfach stehen. Ich dämmerte weg, träumte von einem sprudelnden Bergbach im Engadin, wachte wieder auf, schaute erneut nach dem Glas, fixierte es und raffte alle Kraft zusammen, nur um festzustellen, dass die Hand weiterhin bewegungslos auf dem Duvet lag. Die Zeit verfloss zu einer konturlosen Lache.

In dieser Phase zwischen Leben und Tod brauchte ich dringend Hilfe. Ich wusste nicht weiter und hatte zudem dauernd den Tod zu Besuch. Ich sah ihn zuoberst auf dem hochgestellten Kopfteil des Bettes sitzen. Er baumelte mit den Beinen und lächelte, irgendwie ungeduldig, schien mir. Also bat ich meine Space-Pflegerin, den Psychoonkologischen Dienst des Universitätsspitals zu avisieren. Ich wollte noch ein paar Dinge regeln, erzählen, loswerden und beantwortet haben. Dieser Dienst ist spezialisiert auf Krebskranke und ihre Sorgen. Zumindest theoretisch; denn in Tat und Wahrheit war die Betreuung katastrophal. Ich testete drei verschiedene Mitglieder des Teams, ohne auch nur eine einzige hilfreiche Antwort zu erhalten. Die letzte Vertreterin dieser Spezies stöhnte bei jeder Frage so laut auf, als habe sie selbst Krebs. Ihre Standard-Antwort lautete: «Da weiss ich jetz au nöd wiiter.» Ich gab auf und liess die Spitalseelsorger kommen, den reformierten und den katholischen. Zwei freundliche Herren, die schon einiges gesehen hatten, die weder beten noch die Bibel zitieren wollten, sondern direkt und schnörkellos über die Unwägbarkeiten des Lebens sprachen, insgesamt ein intellektueller Leckerbissen und wohltuender Seelenbalsam. Mit ihnen liess sich sogar über Motorräder diskutieren, für mich etwa gleich wichtig wie das Thema ewiges Leben.

Knapp fünf Wochen nach meinem Eintritt kam eines Morgens die Stationsärztin mit federndem Schritt ins Zimmer, ohne Mundschutz, ohne Haarnetz, strahlte und tat, worauf ich so lange gewartet hatte: Sie öffnete die Vorhänge. Sie löste den Raum im Raum auf. Fort war das Camping-Feeling, plötzlich hatte mein Zimmer die doppelte Grösse. Das Wunder sei gelungen, der Kilimandscharo bestiegen, sagte sie. Die Laborwerte zeigten, dass die Stammzellen meiner Schwester zu arbeiten begonnen hätten, die Blutproduktion habe wieder eingesetzt. In meinen Hiroshima-Knochen trieben die Kirschbäume.

Von diesem Tag an gab es wieder Hoffnung. Die 20 Prozent schienen sich zu bewahrheiten, und ich dachte wieder an so etwas wie eine Zukunft, wie lange auch immer diese dauern sollte. Dafür wurde mir die Zeit lang. Das kontemplative Warten in der Grauzone zwischen Leben und Tod war vorbei. Nun wollte ich vorwärts.

Das hiess: hinaus aus dem Spital. Zurück ins Leben. Aber es dauerte nochmals über eine Woche, bis das neue Immunsystem minimal funktionierte. Erst dann durfte ich wieder unter fliessendem Wasser die Hände waschen. Die Zähne putzen. Nägel schneiden. Duschen. Das alles war verboten gewesen, weil bei diesen Aktivitäten Keime in meinen abwehrlosen Körper hätten dringen können. Dann durfte ich das erste Mal hinaus in den Gang, ein paar Schritte auf und ab. Ich zitterte wie Espenlaub. Aus Angst. Aus Freude. Aus Anstrengung, weil die Schritte meinen völlig entkräfteten Körper bis zum Letzten forderten. Noëlle kam. Ich konnte zum ersten Mal wieder meine käsefarbene Pergamenthand in ihre straffe, vorsommerlich gebräunte Hand legen. Der Tod traf auf das Leben. Es schüttelte mich. Nach einer weiteren Woche der erste Gang auf die Dachterrasse. Frische Luft! Wind. Regen. Das Blatt eines Strauches berühren, einer Biene zuschauen. Welches Glück. Wieder ein paar Tage später der erste Spaziergang ins Freie: Ich traute mich keine zweihundert Meter weit. Das Spital war mein Floss, hier draussen bedrohten mich all die Gefahren des Asphalttschungels. Ich kaufte Kaugummis. Um herauszufinden, ob ich das kann. Ob mich jemand schräg anschaut. Ich betrachtete im Schaufenster eines Antiquitätengeschäfts Kerzenleuchter und dachte: schön. Ich war fähig zu ganz normalen Alltagsgedanken. Im einen Hosensack hatte ich einen zerknüllten Plastiksack, falls ich erbrechen sollte, im anderen einen Zettel mit der Telefonnummer meines Space-Ships.

Schliesslich wurde ich entlassen. Ich hatte die Transplantation überstanden, in der zweitschnellsten Zeit seit Eröffnung der Station. Seltsamerweise erfüllte mich das mit Stolz. Als handle es sich hier um einen Sportanlass oder eine Art Paralympics für Superkranke. Noëlle kam mich holen. Sentimental, wie ich bin, wollte ich mich noch von allen verabschieden, aber sie leerte meinen Spind – und weg waren wir.

Inzwischen sind seit der Transplantation bald drei Jahre vergangen. Obwohl ich nun ein staatlich anerkannter 50-Prozent-Krüppel bin, funktioniert mein Alltag wieder einigermassen. Ich schreibe. Ich esse Pommes frites. Ich fahre Ski. Ich habe sogar etwas Sex – entgegen den Behauptungen aller Spitalbroschüren, die nach dieser Rossskur ein hundertprozentiges Versagen in Aussicht gestellt hatten. Ich verbringe viel Zeit zu Hause, koche, mache den Haushalt, und wenn ich Noëlles frisch gewaschene Kleider aufhänge, sage ich zu jedem Stück: «I love you.» Wenn sie an mir vorbei geht, hake ich schnell einen Finger an ihrem Gürtel ein und ziehe sie an mich. Sie hat mich durch diese gesamte Zeit getragen und tut es auch heute noch. Zwar wirft sie sich vor, dass

sie mich trotz unserer wunderbaren Liebe nicht vor dem Krankwerden habe bewahren können, das hätte ihr doch gelingen müssen, aber ich sehe das anders. Ich sage: «Dank dir habe ich überlebt. Du bist meine Retterin, meine Lebensretterin.»

Als momentan schwerwiegendste Spätfolge meiner Krankheit erlebe ich, dass ich kein Schweizer Bier mehr trinken kann. Corona geht, Moretti geht, Kingfisher geht, aber nix aus unseren Kantonen. Ich krieg Schluckauf, und zwar so, dass mir das Gebräu aus den Mundwinkeln übers Kinn aufs Hemd tropft.

Hm! Das ist ehrlich gesagt nicht die ganze Wahrheit. Das ist cool getan. So lustig ist die Realität nicht. Denn manchmal muss ich sehr plötzlich und notfallmässig ins Spital. Und zwar, weil es wirklich brennt. Irgendwas tut nicht recht, einmal das Herz, einmal die Lunge, einmal die Leber. Folgen der Leukämie; der Körper wird zur Wundertüte, unberechenbar und immer für eine Überraschung zu haben. Meine Oberärztin schaut dann zum Rechten, das macht sie super, und ich kann die Sache nach ein paar Tagen oder Wochen abhaken.

Aber die ganze Geschichte geht trotzdem nicht spurlos vorbei. Sie nagt. Im Bad schaue ich an mir hinunter und erinnere mich daran, wie ich früher gewesen bin. Mein Körper war einigermaßen stromlinienförmig. Jetzt sitzt ein Biafra-Bauch auf haarlosen Storchenbeinen, ich habe Pickel um den Mund, und die Tränensäcke hängen wie Würste. Im Spiegel sehe ich ein Gesicht, das ich nicht sehen will. Ich vermisse mich selbst. Wo ist, was einst ich war? Zudem sitzt mir die Angst im Nacken: Eine dieser Salto-mortale-Attacken meines Herzens könnte die letzte sein. Oder die Leukämie kommt zurück. Als ich vor drei Jahren die Diagnose erhielt, stuft man mich als «bad risk» ein. Die Worte sitzen mir wie ein Tinnitus in den Ohren. Auf meine Haltbarkeit gibt es keine Garantie mehr. Schon der nächste Bluttest kann den «worst case» ankündigen.

Doch meistens erhole ich mich schnell von diesen Attacken, denn eigentlich habe ich keine Zeit dafür. Geht mich dieses fremde Gesicht im Spiegel etwas an? Nützt mir diese nagende Angst etwas? Nein. Ich will leben. Ich will vorwärts. Ich will geniessen. Nach Genua reisen. Motorrad fahren. Noëlle küssen.

Walsaison

Tod eines Kalmars

Der Kalmar hat ein Problem. Er hat vorhin eine schwierige Muschel geknackt, es hat lange gedauert, bis ihre Schale unter dem Druck seiner Fangarme endlich geborsten ist. Und nun steckt ein Souvenir der Muschel in einem seiner Tentakel, ein spitzer Schalensplitter. Kalmare, sagen die Meeresbiologen, *besitzen ein hoch entwickeltes Nervensystem. Sie sind lernfähig, haben ein ausgeprägtes Schmerzempfinden, und vermutlich träumen sie sogar.* Wenn er heute träumt, dann davon, dass er endlich diesen schmerzenden Splitter loswird. Und das alles für eine magere Muschel,

die seinen Hunger nicht gestillt hat! Nun hält er Ausschau nach einem Fischchen, die sind nicht so kompliziert wie Muscheln. *Wenn man einem Kalmar in die Augen schaut*, sagen die Meeresbiologen, *hat man das Gefühl, dass er den Blick erwidert*. Nach einer Weile entdeckt der Kalmar das appetitliche Glitzern einer Fischhaut. Er presst Wasser aus der Düse unter seiner Mantelhöhle, pfeilschnell schießt er auf das Fischchen zu, dessen Darm sich in der Todesangst entleert. Der Kalmar umschlingt das Fischchen mit seinen neun unverletzten Tentakeln und presst das Leben aus ihm heraus. Dann führt er den Kopf zu seinem weit geöffneten Schnabel. Der Kalmar liebt diesen Moment, wenn sein Schnabel ganz ausgefüllt ist mit Nahrung, aber im Moment der Fresslust wird er unvorsichtig. Er überhört die Geräusche seines Feindes. Als er mit seiner *Radula* den Kopf des Fischchens zerraspeln will, wird er von einem Schlag getroffen. Ein lautloser, schrecklicher Schlag, der ihn lähmt. Er möchte fliehen, aber er kann sich nicht mehr bewegen. Seine Haut färbt sich weiss vor Angst. Bei vollem Bewusstsein sieht er etwas Riesiges über sich, etwas, das sein Gesichtsfeld ausfüllt: Er sieht seinen Tod.

Grindweibchen

Das Weibchen ist schön, vielleicht auch nach den Massstäben derer, die mit ihm schwimmen. Es ist schön, weil es für die Welt geformt wurde, in der es lebt, es ist formgewordenes Wasser. Es besitzt die Anmut einer Welle, und seine Haut gleicht der glatten Oberfläche einer Lagune. *Es ist keine Freude, ein so schönes Tier zu töten*, sagen die, die aus Erfahrung sprechen. Das Weibchen hat lebhafte, dunkle Augen, die aber proportional gesehen winzig sind im Vergleich zu denen des Kalmars, den das Weibchen soeben durch einen gebündelten Sonar-Strahl betäubt und dann mit seinen spitzen Raubtierzähnen aufgespiesst hat. Der Kalmar hat die im Verhältnis zum Körper grössten Augen aller Lebewesen dieser Erde, aber das nützt ihm jetzt herzlich wenig: Seine Augen lösen sich in der Magensäure des Grindwal-Weibchens auf, es sind nur noch Fetzen davon übrig. *Kalmare*, sagen die Meeresbiologen, *benutzen Werkzeuge und kommunizieren miteinander über die Veränderung der Hautfarbe*. Noch ist der zu Brei zersetzte Kalmar im Walbauch allein, aber nicht mehr lange, denn das Weibchen ist eine buchstäblich grosse Schönheit. Es misst sechs Meter in der Länge und wiegt mehr als zwei Tonnen. Es muss jeden Tag fünfzig von denen fressen, die Werkzeuge benutzen und ein ausgeprägtes Schmerzempfinden haben. Aus der Sicht der Kalmare ist das Weibchen wie ein Bagger, der illegal eine Schneise

in den Regenwald fräst, wie ein Wilderer, der Gorillas erschießt, wie Leute, die Wale töten. *Wir sind die Wale!*, sagt der Chor der Kalmare.

Aber der Ruf dringt nicht über die Wasseroberfläche hinaus. Es spielt sich alles in der Tiefe des Meeres ab, und das Meer gehört, was die Kalmare betrifft, dem Weibchen und seiner Schule. Es ist eine kleine Schule, zwanzig, dreissig Grindwale nur, die an diesem Tag die vielleicht sogar träumenden Kalmare zwischen die spitzen Zähne nehmen. Mehrere Hundert Kalmare werden kalkweiss vor Angst, bevor sie unter Schmerzen sterben. Sie hätten allen Grund, die Grindwale zu hassen. Mit gutem Recht könnten sie den Grindwalen vorwerfen, dass sie doch auch etwas anderes essen könnten. Dass sie nicht auf Kalmare, die intelligentesten aller Weichtiere, angewiesen sind, um zu überleben.

Die Grindwale kämen in Erklärungsnot. Denn tatsächlich könnten sie sich genauso gut von Fischen ernähren. Das tun sie auch, wenn sie keine Kalmare finden. Aber Kalmare schmecken ihnen einfach besser. Sie lieben ihr Fleisch. Sie suchen stets nach Kalmaren und lassen Fische links liegen. Sie töten die Kalmare aus Lust auf ihr Fleisch.

Grindaformadur

Ich traf Ólavur Sjurðaberg an einem regnerischen Nachmittag in Tórshavn, der Hauptstadt der Färöer. Wir sassen in der Hotelbar, und er sagte auf Englisch: *Meine Frau ist Deutschlehrerin*. Es war eine Warnung. Ich sagte: *Ich bin nicht hier, um etwas Negatives über den Grindadráp zu schreiben*. Ich fragte ihn, ob er wisse, was Leberkäse ist. Er wusste es nicht, und ich erklärte ihm, dass Leberkäse aus dem Fleisch von Rindern und Schweinen hergestellt wird und dass es eine meiner Lieblings Speisen ist. *Ich esse Fleisch von Rindern und von Schweinen*, sagte ich, *also warum sollte ich nicht auch Walfleisch essen?* Theoretisch stimmte das, aber ich konnte nicht wissen, dass Sjurðaberg ein Mann ist, für den nicht zählt, was einer sagt, sondern was er tut. *Dann bringe ich Ihnen morgen Walfleisch mit*, sagte er. Er legte seine grossen, rauen Hände übereinander und lächelte mich an, nicht ohne Tücke. Er stellte mich auf die Probe. *Okay*, sagte ich, *gern*, aber *gern* war nicht das richtige Wort. *Ich bringe Ihnen Blubber mit*, sagte er, *und getrocknetes Fleisch. Und dann zeige ich Ihnen, wie wir es essen*. Ich schaute mich in der Hotelbar um, mir war plötzlich wichtig, dass niemand das Gespräch belauschte.

Sjurðaberg ist Schulleiter in Leirvík auf Eysturoy, einer der Hauptinseln der Färöer. Er ist fünfundsechzig, wirkte aber jünger durch seine kräftigen, dunkelgrauen Haare und seine Körperspannung. Wie viel jün-

ger er wirkte, hing davon ab, worüber er gerade sprach. Wenn er von der Schule erzählte, verloren seine Augen den Glanz, die Stimme wurde monoton. Wenn er aber vom Grindadráp, der Waljagd, erzählte, richtete er sich auf, und mit lebendigen, Augen fixierte er sein Gegenüber und wollte es teilhaben lassen an diesem grossen Gefühl, wenn die Wale kommen. Wenn er von der Walsichtung sprach, fiel der Schulleiter von ihm ab wie eine papiererne Hülle, und der Grindaformadur trat hervor, der Vormann der Walfänger, der erfahrenste aller Jäger der Inseln.

Der dritte Ort

Das Grindweibchen und seine Schule haben, wenn man so will, eine lückenhafte Vorstellung vom Meer. Sie halten es für grenzenlos, sie schwimmen Monate, Jahre, ohne je auf ein Hindernis zu stossen. Sie glauben, dass es im Meer nur zwei Orte gibt: gutes Wasser mit vielen Kalmaren und schlechtes, zu warmes Wasser, von dem sie sofort wegstreben. Aber es gibt noch einen dritten Ort. Einen Ort, den nur ganz wenige der 800 000 existierenden Grindwale in ihrem Leben je zu Gesicht bekommen. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein Grindwal an diesen Ort gelangt, ist etwa so gering wie die, dass ein Mensch von einem Auto überfahren wird. Aber manchmal geschieht es, und dann geraten die Wale auf ihren Zügen in die Nähe von Land, wie jetzt das Grindweibchen und seine Schule. Die Echoortung meldet dem Grindweibchen ein grosses Hindernis, und weil das Weibchen und die anderen neugierig sind, möchten sie dieses seltsame Hindernis erkunden. *Sie müssen sich die Färöer wie eine Reuse vorstellen, sagte Sjurðaberg, eine natürliche Reuse im Atlantischen Ozean. Wir sitzen einfach hier und warten. Die meisten Walschulen schwimmen weit entfernt an den Inseln vorbei. Aber ab und zu schwimmt eine direkt auf die Inseln zu. Und nun kommen unsere Fjorde ins Spiel.* Die Schule schwimmt in einen der zahlreichen Fjorde, sei es aus Neugier oder, etwas weniger romantisch, aus Fressgier, weil sie einen Schwarm Kalmare verfolgt. Die fliehenden Kalmare schwimmen immer tiefer in die Bucht hinein, und mit ihnen ihre Verfolger. Es ist eine sich verengende, schmale Bucht, die Echosignale des Weibchens kommen in immer kürzeren Abständen zurück. In seinem Gehirn entsteht das Bild eines hufeisenförmigen Hindernisses, von dem es umschlossen ist. Aber das Bild löst keine Gefühle der Bedrängnis oder Angst aus. Das Weibchen und die, die mit ihm schwimmen, empfinden ihre Situation nicht als gefährlich, denn nach ihrem Stand des Wissens können sie jederzeit umkehren und zurück ins offene Meer schwimmen. Die Exis-

tenz von Menschen ist ihnen nicht bekannt, sie haben noch nie in ihrem Leben einen gesehen. Sie haben vielleicht beim Luftholen schon einmal ein Schiff gesehen, aber es war einfach nur *etwas, das da war und dann nicht mehr da war*. Das Weibchen frisst Kalmare in der Bucht von Miðvágur, und bald wird es zum ersten Mal Menschen begegnen.

Sushi

Migvágur ist die beste Bucht auf den Färöern, sagte Sjurðaberg. Er erklärte mir, warum: Diese Bucht hat einen idealen Neigungswinkel. Er zeigte mir mit der Hand den Winkel: schön flach zum Ufer hin ansteigend. Wenn man die Wale aufs Ufer zutreibt, stranden sie im flachen Gewässer. Ich war nicht ganz bei der Sache. Mich beschäftigte der Gedanke, dass die Grindwale nicht wissen, dass es Menschen gibt. Sie schwimmen in die Bucht von Miðvágur, und es ist ihnen vollkommen unmöglich, zu erkennen, dass das ihren Tod bedeutet. Für einen Wal ist eine Bucht etwas völlig Harmloses. Aber dieses Harmlose wird zu etwas Tödlichem durch einen Faktor, den sie nicht kennen, den sie nicht kennen können. *Das hat etwas Tragisches*, sagte ich zu Sjurðaberg, *finden Sie nicht?* Er sagte: *Meine Schafe wissen, dass es Menschen gibt, und sie werden trotzdem geschlachtet.*

Sie haben Schafe?, fragte ich. *Jeder hier hat Schafe*, sagte Sjurðaberg. *Im Herbst müssen wir die überzähligen Lämmer schlachten, die alten Lämmer, sie würden nicht durch den Winter kommen. Das Mutterschaf kann nur eins ernähren. Dreissig, vierzig Lämmer müssen wir jedes Jahr töten, und glauben Sie nicht, dass mir das Spass macht.*

Ich fragte ihn, ob auch die Bewohner von Tórshavn, der Hauptstadt, alle Schafe haben, denn das konnte ich mir nicht vorstellen. Tórshavn ist immerhin eine Kleinstadt mit knapp 12 000 Einwohnern, die in modernen Häusern wohnen. *Doch, auch in der Hauptstadt haben sie Schafe*, sagte Sjurðaberg. *Und wenn sie keine eigenen Schafe haben, kaufen sie sich eins. – Um es zu schlachten?*, fragte ich. – Ja. – *Und wo schlachten sie es? – Im Keller.*

Wir sassen im japanischen Restaurant von Tórshavn, es gibt nur eins, und es ist japanisch nur insofern, als die Speisen japanisch anmuten. Die Köche und die Bedienung sind Färinger, wie sich die Bewohner der Inseln nennen. Ich bestellte Dorschzunge am Spiess, ich hatte vor meiner Ankunft auf den Färöern gar nicht gewusst, dass Dorsche eine so leckere Zunge haben. Schon am Vortag hatte ich die Zungen hier gegessen, und ich empfahl sie Sjurðaberg. Er sagte, er habe schon in der

Schule gegessen. Er hatte sich extra den Nachmittag frei genommen, war von Leirvík den weiten Weg in die Hauptstadt gefahren, um mir das Walfleisch zu bringen. Die Papiertüte, in der es sich befand, stand auf dem Tisch neben der Sojaflasche und dem Töpfchen mit Ingwer. Sjurðaberg fragte die Bedienung, eine junge Frau, ob ich das Walfleisch hier essen dürfe. *Nein, das geht leider nicht*, sagte sie. Das hatte nichts mit dem Walfleisch an sich zu tun, denn als ich sie fragte, ob sie denn zu Hause auch Wal esse, sagte sie: *Aber sicher, jeder hier isst es!*

Ich schlug Sjurðaberg vor, mir das Walfleisch dazulassen, ich sagte, ich würde es später im Hotelzimmer essen. Aber er wollte sehen, wie ich es ass, und nachdem die Bedienung mir die Dorschzungen gebracht hatte, packte er unter dem Tisch zuerst das Trockenfleisch aus und schnitt mit einem Taschenmesser ein Stück davon ab. Als die Bedienung nicht hinschaute, gab er mir das Stück zu essen. Es sah aus wie Bündnerfleisch, was mich erleichterte: Es konnte nichts Verwerfliches sein, etwas zu essen, das wie Bündnerfleisch aussah. Ich kaute darauf herum und sagte: *Es schmeckt wie Schweizer Trockenfleisch, eine Spezialität aus meiner Heimat*. Es fischelte ein wenig, aber es schmeckte wirklich gut, und Sjurðaberg freute sich, dass ich ihn um mehr bat. Ich ass abwechselnd einen Bissen Dorschzunge und das Walfleisch, mit dem er mich heimlich fütterte, wenn die Bedienung abgelenkt war. *Und jetzt der Blubber*, sagte Sjurðaberg. Blubber ist der gepökelte Walspeck, er bot mir auf der Schneide seines öltriefenden Messers ein Stück davon an. Er nahm es mir nicht übel, dass ich das Gesicht verzog, er nickte verständnisvoll. Man muss mit Blubber aufgewachsen sein, um den intensiven Fischgeschmack nicht als ekelhaft zu empfinden, und selbst die Färinger essen den Blubber nicht pur, sondern stets in Kombination mit dem Trockenfleisch.

Nachdem ich nun also Wal gegessen hatte, war Sjurðaberg sicher, dass er mir vertrauen konnte. Er kann nicht mehr vielen vertrauen, die von ausserhalb kommen.

Feinde

Für den ersten Färinger, der das Grindweibchen und seine Schule in der Bucht von Miðvágur sichtet, ist es ein Glückstag. Alle werden ihm auf die Schultern klopfen, sein Name wird auf den Inseln die Runde machen. Oft ist es ein Fischer, der vor der Küste seine Netze für den Dorsch ausgelegt hat und der nun die schwarzen Buckel der Wale aus dem Wasser auftauchen sieht. Er ruft den Polizeichef der betref-





fenden Insel an, und der wiederum informiert sofort Sjurðaberg, den Grindaformadur, der alles stehen und liegen lässt, egal, was er gerade tut. Wenn die Wale kommen, findet eine Transformation statt: Die Lehrer klappen die Bücher zu und eilen mitten im Unterricht aus den Klassenzimmern, Automechaniker lassen den Schraubenschlüssel fallen, Ladenbesitzer hängen das «Geschlossen»-Schild an die Tür – sie lassen ihre Alltags-Existenz hinter sich und werden Walfänger. Eine Stunde nach der Sichtung weht ihnen der Fahrtwind auf den Booten die Haare nach hinten, die Gischt durchnässt ihre Kleider, aus dem Funkgerät tönt Sjurðabergs Stimme, der vom Leitboot aus die Anweisungen gibt: *Die kleinen Boote nach vorn! Worauf wartet ihr! Die grossen nach hinten, warum klappt das denn nicht!* Die Jagdmethode hat sich über die Jahrhunderte nicht geändert: Sobald die Wale in der Bucht sind, wird ihnen der Rückweg ins offene Meer abgeschnitten, indem die Boote hinter der Walschule einen Halbkreis bilden. Das Grindweibchen hört die Geräusche der Bootsschrauben hinter sich, und obwohl es diese Geräusche nicht als gefährlich empfindet, sind sie doch so laut und fremdartig, dass es ihnen ausweichen möchte. Es sendet Echosignale los und erkennt, dass das, dem es ausweichen möchte, sich knapp über ihm befindet. Darunter ist viel freier Raum. Man kann den Geräuschen also ausweichen, indem man unter ihnen wegtaucht. Aber als das Grindweibchen und seine Schule unter den Geräuschen wegtauchen wollen, hinaus ins offene Meer, sind sie plötzlich blind. Sie können sich nicht mehr orientieren. Denn Sjurðaberg und seine Männer haben an Seilen befestigte Steine ins Wasser geworfen, Steine mit Löchern – wenn das Fahrtwasser durch sie fließt, entstehen Luftblasen, die die Echosignale des Grindweibchens stören. Das Weibchen ist ratlos, es weiss nicht, was es tun soll – das ist der Moment, in dem es sich seinen Jägern ausliefert. Nun diktiert Sjurðaberg ihm, was es tun soll. *Beschleunigen!*, weist er die zwanzig, dreissig am Fang beteiligten Boote an, die die Walschule nun vor sich hertreiben, auf das Ufer zu. Das Weibchen sieht nur noch einen Ausweg: weg von dem, was ihm immer schneller immer näher kommt.

Aber so geht es auch Sjurðaberg. Auch ihm kommen seine Feinde immer schneller immer näher. Letztes Jahr kreuzte vor den Inseln monatelang das Schiff von Paul Watson, dem Gründer der Umweltschutzorganisation Sea Shepherd. Watson wartete auf die Wale, er wollte sie von den Inseln wegtreiben, ihnen Schutz und Schild sein – aber letztes Jahr kamen sie nicht, sehr zur Freude Sjurðabergs, jedenfalls soweit es Watson betraf, dem er das lange, vergebliche Ausharren auf See herzlich gönnte. Dennoch sitzt Watson Sjurðaberg im Nacken. Bei jedem Grin-

dadráp muss Sjurðaberg damit rechnen, dass Watson sich ihm in den Weg stellt. Watson bekämpft den Grindadráp seit Jahren auch deswegen so leidenschaftlich, weil Greenpeace den Walfang auf den Färöern toleriert als nichtkommerziellen, traditionellen Walfang. Das Fleisch der Wale wird nicht verkauft, es wird ausschliesslich an die am Walfang beteiligten einheimischen Familien verteilt zum Eigengebrauch. Die Wale werden auch nicht aktiv gejagt, also nicht im freien Ozean zusammengetrieben: Es werden nur die gejagt, die sich in eine Bucht verirrt haben. Watson, Gründungsmitglied von Greenpeace, sieht sich von seinen ehemaligen Weggefährten verraten, aber er ist nicht der einsame Kämpfer gegen den Grindadráp, als den er sich sehen möchte. Einsam sind Sjurðaberg und seine Männer, denn Watson weiss die Welt auf seiner Seite.

Wenn man im Internet das Stichwort «Grindadráp» eingibt, sieht man das blutgefärbte Wasser der Bucht von Miðvágur. Man sieht Färinger, die am Ufer auf die Wale warten, die Sjurðaberg und seine Männer auf den Booten ihnen zutreiben. Bis zum Nabel stehen die Färinger im Wasser, über den Schultern das Seil mit dem Blástrarongul, dem Haken, den sie den Walen, sobald sie gestrandet sind, ins Blasloch stecken, um sie an Land zu ziehen. Man sieht Wale mit klaffenden Halswunden und Männer, die ihnen diese Wunden mit dem Grindaknívur beifügen. Diese Bilder arbeiten für Watson und gegen Sjurðaberg, der gegen sie machtlos ist, genauso machtlos wie das Grindweibchen gegen ihn.

Ökonomie und Cadmium

Das Grindweibchen wird am Blástrarongul an Land gezogen. Es hat den Himmel bisher immer nur kurz gesehen, in den Momenten des Atemholens, nun sieht es ihn länger als je zuvor in seinem Leben. Und es sieht zum ersten Mal Menschen. Sie sind aus dem Dorf herbeigeeilt, die Männer zücken ihr Grindaknívur. *Man legt die Hand seitlich auf das Blasloch, sagte Sjurðaberg, und schneidet rechts neben der Hand, das ist die Stelle, wo die Arterien sind. Ein Schnitt, und der Wal stirbt binnen zwanzig Sekunden.* Das Weibchen schliesst nach dem Schnitt die Augen, weil es ohnmächtig wird, und wenn die Augen sich wieder öffnen, ist es tot. Auch sein zernarbtes Maul öffnet sich einen Spalt. Die Narben stammen von den Kalmaren, die im Todeskampf ihre Tentakel um das Maul des Weibchens schlangen und sich so heftig festsogen, dass kleine Wunden entstanden. Jetzt ist das Weibchen tot, und für die Kalmare, die noch in der Bucht herumschwimmen, ist die Welt ein wenig sicherer geworden.

Am Quai werden das Weibchen und die anderen Mitglieder der Schule zerlegt von Männern mit Erfahrung, jeder Schnitt sitzt. Es entstehen Stapel mit dem dunklen Muskelfleisch und Stapel mit dem hellen Speck. Das Fleisch wird später in den Wind gehängt werden zum Trocknen, der Speck wird in Plastik-Eimern eingesalzen werden, nach sechs Monaten bekommt er seinen Geschmack. Alles, was nicht essbar ist, Eingeweide und Knochen, wird auf See gebracht und über Bord geworfen. Fleisch und Speck werden nach einem althergebrachten Verteilerschlüssel zuerst an die Bewohner des Ortes verteilt, in dessen Bucht die Wale gefangen wurden. Gibt es mehr Fleisch, als die Bewohner des Ortes essen können, wird es in Ortschaften transportiert, die schon lange kein Walfleisch mehr zugeteilt bekommen haben. In guten Jahren, wenn viele Wale gefangen werden, erhält jede auf den Färöer lebende Familie ungefähr 50 Kilo Walfleisch. Das entspricht, bei einer vierköpfigen Familie, fünfzig kostenlosen Mahlzeiten pro Jahr. Das macht auf den Färöern viel Geld aus, wo bedingt durch die abgelegene Lage mitten im Atlantik alles teuer ist.

Alle essen Walfleisch, sagte Sjurðaberg, vor allem die Russen wollen es. Nur die Zugereisten essen es nicht. Die Zugereisten sind die Dänen, die Färöer gehören politisch zu Dänemark. Ich war zur Zeit der Fussball-Europameisterschaft auf den Inseln und schaute mir in einem Pub in Tórshavn das Spiel Dänemark – Deutschland an. Die Färinger freuten sich über das Tor der Dänen, aber als Deutschland schliesslich gewann, waren es die Dänen, die verloren hatten, und nicht sie selbst, es schwang sogar ein wenig Schadenfreude mit. Die Dänen kommen nicht hierher, um Toiletten zu putzen, sondern sie führen die Hotels, optimieren Verwaltungsabläufe, besitzen keine Schafe und essen kein Walfleisch. Aus Überzeugung nicht, und weil es cadmiumverseucht ist. Die Russen aber, so wenige es von ihnen auf den Färöern gibt, putzen Toiletten, und wenn nach dem Grindadráp das Fleisch verteilt wird, stehen sie ganz vorn in der Schlange. Es ist Gratis-Fleisch, und es schmeckt gut, Cadmium ist geschmacksneutral. Das Gesundheitsministerium der Färöer rät vor allem Kindern davon ab, mehr als einmal im Monat Walfleisch zu essen. Aber die Russen essen so viel Walfleisch, wie sie kriegen können, sie können es sich finanziell nicht leisten, die Warnungen ernst zu nehmen.

Ich habe vor ein paar Monaten mit Watson telefoniert, sagte Sjurðaberg, ich sagte ihm: Wir ziehen doch am selben Strang! Sie wollen, dass keine Umweltgifte mehr ins Meer gelangen, und ich will das auch. Wenn die Verschmutzung der Meere zunimmt, können wir kein Walfleisch mehr essen. Sie und ich, wir wollen dasselbe, wir wollen beide nicht, dass die Färinger keine Wale mehr essen können.

*Und was hat Watson geantwortet?, fragte ich.
Er hat gar nicht zugehört. Er sagte: Hört auf, die Wale zu töten.
Und dass er nicht lockerlassen wird, bis wir damit aufhören.*

Gemeinsamkeiten

Als ich von den Färöern wieder wegflug und Abschied nahm von den unter mir in einem unvergleichlichen Grün strahlenden, grasbewachsenen Klippen, fragte ich mich, wem sich das Grindweibchen wesensmässig verbundener gefühlt hätte: mit Watson oder mit Sjurðaberg? Es ging nicht um Sympathie, denn dann wäre die Frage schnell beantwortet gewesen: Watson wollte das Weibchen beschützen, Sjurðaberg hat es getötet. Das Weibchen hätte also zweifellos Watson als Verbündeten empfunden und Sjurðaberg als Feind. Aber das sagte nichts über die Gemeinsamkeiten aus. Beispielsweise ist Watson Veganer, isst also kein Fleisch von Tieren. Ziemlich schwer zu verstehen für das Grindweibchen. Sein Leben lang hat es sich nur von Tieren ernährt. Es wäre Watson dankbar dafür gewesen, dass er versucht hatte, sein Leben zu retten, aber wesensmässig näher hätte es sich Sjurðaberg gefühlt. *Was mögen Sie besonders an den Walen?, fragte ich Sjurðaberg, und er sagte: Ich mag es, wenn sie frei im Meer schwimmen.* Dann bekamen seine Augen einen faunischen, maliziösen Blick: Aber am liebsten esse ich sie. Dasselbe hätte das Grindweibchen über die Kalmare gesagt.

Die Nahrung, die Watson isst, blutet nicht, sie kommt aus Gewächshäusern und Gemüsebeeten. Wenn er nun das Blut von Grindwalen sieht, das eine Bucht rot färbt, ist er entsetzt und hält es für den Beweis eines Verbrechens. Und er hat recht: Es ist ein Verbrechen. Das Grindweibchen hat es begangen und Sjurðaberg auch. Die Hunde, die Katzen, die Ameisen und die Amseln begehen dieses Verbrechen, selbst der freundliche, lächelnde Delfin begeht es. Wenn das Grindweibchen einen Kalmar zwischen den Zähnen zerbiss, wurde es eingehüllt in eine Wolke aus Blut. Es kannte die Farbe, die das Wasser annimmt, wenn ein Tier stirbt. Es würde nicht verstehen, was Watson so entsetzt.

Die meisten Tierschützer, sagte Sjurðaberg, leben nicht mit Tieren. Sie sind nicht dabei, wenn sie geboren werden, und sie sind nicht dabei, wenn sie sterben. Watson isst nur Gemüse, aber er will Tiere schützen. Ich frage mich: Wie soll das gehen? Wie kann man etwas schützen, das man aus eigener Erfahrung gar nicht kennt oder höchstens als niedliches Haustier? Wenn sich einer so weit von der Natur entfernt hat wie Watson, wie soll man ihm da verständlich machen, wie wir hier leben?

Bayrisches Requiem

Der April trat als Westwind auf, wild und kompromisslos. Der Boden holte tief Luft nach den Frostmonaten und verschluckte sich am Schmelzwasser. Die Sonne schickte die Bekassinen, die zweimal im Jahr das Isental kreuzen. An einem solchen Frühlingstag, wenn die Konturen der Dinge scharfkantig erscheinen wie Messerklingen, wenn das Licht unter diesem von Schneewolken gereinigten bayrischen Himmel Dachrinnen und Fenstersimse so hart konturiert, dass es scheint, die ganze Welt trüge plötzlich einen Trauerrand – kam der Minister aus dem fernen München. Er stapfte über den Acker, lächelte in die Kameras

der Fotografen, hob den Spaten und stiess die Metallkante in den aufgeweichten Boden. Es war ein symbolischer Spatenstich, eine energische Handbewegung, die das Ende einer Ära markierte: das Ende des Widerstands, der 35 Jahre gewährt hatte.

Mitte der siebziger Jahre hatte die christlich-soziale Landesregierung ihren Plan verkündet, eine Autobahn zu bauen, die München mit Südostbayern verbinden sollte. Sie würde mitten durch das Isental führen und, wie die sich schnell formierenden Gegner argumentierten, eine der letzten intakten Flusslandschaften Bayerns zerstören. Als Alternative favorisierten sie den Ausbau der Bundesstrasse am südlichen Rand des Tals. Umweltgutachten befürworteten diese Idee, wurden aber von den Planern ignoriert. Die Menschen im Isental klagten – bis zur höchsten Instanz. Ihr Tal sollte nicht in zwei Hälften geteilt werden – als wäre es ein schlachtreifes Schwein. Sie wollten unter freiem Himmel leben und nicht im Schatten der vielen Brücken, welche die Senken überspannen würden, und ihre Kinder sollten in Auenwäldern aufwachsen und nicht in einem Wald aus Betonpfeilern. 35 Jahre währte der Rechtsstreit, im April 2012 mussten die Gegner der Isentaltrasse ihren Kampf verloren geben.

Eine Schleife in den Landesfarben Weiss und Blau zierte den Stiel des Spatens, den der Umweltminister in den Acker gestossen hatte. Es war eine Geste des Triumphs, denn der Fortschritt hatte schliesslich gesiegt. So sprach man im fernen München.

Tatsächlich ist München nicht fern, aber für die Menschen, die hier leben, ist die Stadt hinter der das Tal im Westen begrenzenden Hügelkette Welten entfernt. Stilles Tal im Herrgottswinkel, zeitentrückt, im Schlagschatten der Landeshauptstadt, ihrer schneller getakteten Zeit, ihrer Bürotürme, in denen auch nachts niemand das Licht löscht. Bauernland, keine Industrie, kaum Gewerbe am ausfransenden Rand der kleinen Stadt Dorfen, die den geografischen Mittelpunkt bildet und auf die alles gesellschaftliche Leben im Isental perspektivisch zuläuft.

Agrarland: ein Kontinuum aus Wiesen und Äckern. Dazwischen liegen Weiler wie Findlinge der letzten Eiszeit. In den Talsenken, auf windgebürsteten Höhenzügen stehen Einödhöfe. Sie halten einander auf Abstand. Der nächste Hof liegt am Rand der Rufweite und manchmal jenseits davon. In schneereichen Wintern versinken ihre hell gestrichenen Bauernhäuser gleichzeitig im monochromen Weiss der Landschaft, im Schweigen der Schneewehen. Im Leben des Nachbarn erkennen sie ihr eigenes Leben. Sie alle leben unter dem Diktat der Jahreszeiten, ertragen die Tyrannei des launischen Wetters und klagen

im Chor über die Molkerei, die immer zu wenig zahlt für den Liter Milch. Sie gehen in Gummistiefeln durch das Leben – so selbstverständlich wie Pferde auf eisenbeschlagenen Hufen. Sie werden noch in Gummistiefeln beerdigt werden.

Sieben Bauernfamilien waren es, und sie schworen: Wir werden unsere Heimat nicht verkaufen. So begann, vor 35 Jahren, der Widerstand gegen die Isental-Autobahn. Und als ihre Kinder erwachsen waren, erneuerten sie diesen Schwur.

Die Äcker nähren sie, und die Wiesen nähren ihr Vieh. Der Boden ist heilig, ist ihnen Brot und Gelübde. So sind die Menschen hier: erdverbunden, traditionsbewusst bis zur Sturheit und gläubig auf eine volkstümliche Weise. Der Taufschein ist ihre Versicherungspolice, der himmlische Herrscher ihr Verbündeter, der das Feuer löscht, ehe es bis zum Dachstuhl klettert, der die Felder bestellt, und siehe: Es wird immer wieder gut. Weihrauchduft ist das Parfüm ihres Lebens, der Segen des Priesters die Würze ihres Bauernalltags. Sie tragen sein Wort aus der Samstagabendmesse nach Hause, sein *Ego te absolvo*, das ihnen den Schatten aus der Seele wäscht.

Unter dem verlöschenden Blick des Heilands trinken sie ihren Morgenkaffee. In jedem der weissgetünchten Häuser hängt der Erlöser im Mauerwinkel über der Eckbank, über den Stühlen mit der herzförmigen Rückenlehne. Er sieht sie kommen und gehen, die Generationen, sieht die Kinder heranwachsen, hört, wie die Stimme der Söhne in den Stimmbruch rutscht, ihre Sprache fordernder wird, auf Veränderungen drängt. Sieht diesen ewig sich wiederholenden Stellungskrieg: Vater gegen Sohn, sieht das Resignieren der Väter und die späte Versöhnung.

Er kann nicht sterben, der Heiland, er hängt mit den nackten Füßen in den Wolken aus Küchengerüchen. Spinnen weben ihm ein Tuch, für seinen knochigen Körper, die feingliedrigen Mädchenhände. Er gehört, kaum beachtet, zum Kreis der Familie. Sein unhörbares Stöhnen schwebt über den Köpfen der Bauern und mischt sich mit dem Summen der Fliegen. Sein Blick sieht alles: den nervösen Tanz der Fett-Augen auf der Suppe, die murmeltgrossen Streusel auf dem Zwetschgengucken, das verblasste Girlandenmuster auf der Wachstumstischdecke und die Hand, die die verstreuten Krümel zusammenkehrt.

Vier Kinder hat sie geboren, drei Söhne und eine Tochter. Jetzt liegt ihr dieser Hund zu Füßen – mit diesem ewigen Bettelblick, Glanz von jahrmillionenaltm Bernstein in den Augen. Gross wie ein einwöchiges Kalb, Produkt einer kurzen, gewaltsamen Strassenliebe. Bassbellen,

sobald einer, der hier nicht hingehört, den Hof passiert. Selbst wenn sie in der Küche hantiert, in sicherer Entfernung zur Gefahrenzone der mit fremden Körpergerüchen markierten Aussenwelt. Wenn sie an der Spüle steht und die Hände in das Wasser taucht, wenn sie am Herd steht und das Rehgulasch anbrät, liegt der Hund mit sprungbereitem Körper auf dem Linoleumboden zu ihren Füßen. Bereit, diese Frau zu verteidigen, bis zum Äussersten, dabei bei jedem freundlichen Wort sofort unter dem Gewicht der Zärtlichkeit kapitulierend. Stammbaumloser Hofhund: furchteinflössend – und sanftmütig wie ein Krippenspiellamm am Heiligen Abend.

Eines Tages wusste sie, auch ohne in den Spiegel zu schauen, dass sie aufgehört hatte, jung zu sein. Ihr Körper ist schwer geworden, von einer taillenlosen Kompaktheit. Hier auf dem Hügel, von wo man die geschlossenen Häuserzeilen von Dörfern sieht, zwischen Wintergerste und den Wiesen mit dem fetten Grün, ist ihr Leben. Das Lied dieses Lebens ist das Säuseln des Windes, der am Abend das Getreide kämmt. Ist der Flug der Schwalben, die zuverlässiger als der Wetterbericht in den Frühhinrichten den Regen ankündigen. Ist das lautlose Fallen des Sommerregens, Tropfen so fein wie von den Wolken gesiebt.

Sie leben hier im Tal der Isen wie in einer Konzertmuschel: wo die Musikanten in jeder Saison mit dem Repertoire des Vorjahrs gastieren. Fünf Jahrhunderte steht ihr Haus auf dem Scheitelpunkt des Hügels, unverrückt von den Westwinden, nicht um einen Zentimeter zurückgewichen vor den Schneemassen, die der Winter vor der Haustür stapelt. Beleckt von der Zunge des Nebels, der aus dem Tal aufsteigt, da wo die letzten Moorwiesen sind, der schwarze Boden feuchter ist, weil ihn noch immer die Altarme des Flusses nähren. Seit Jahrtausenden schlängelt sich die Isen durch das Tal, unter dem Schattenwurf der Erlen- und Weidenkronen, gesäumt von Schilf und Mädesüss – dem Vanilleduft ihres Blütenschaums. Wo die Wasseramsel zu Hause ist, der Grosse Brachvogel, das Blässhuhn und die Lachmöwe, wo der Weissstorch lebt und der Waldwasserläufer in den Pfützen der Moorwiesen steht. Und sich, wenn man Glück hat, der Eisvogel zeigt: in unwirklicher Schönheit, wie geträumt, das Türkis seiner Federn so intensiv, wie ein aus dem Boden Australiens geborgener Opal.

Noch immer führt der Fluss klares Wasser, klar genug für den anspruchslosen Karpfen und noch immer lichtdurchlässig genug für die Äsche, für den werbenden Tanz der männlichen Fische, die mit ihrer Rückenflosse, der Äschenfahne, durch das gemächlich strömende Wasser wedeln. In lichtdurchschossenen Auenwäldern wächst der Krie-

chende Scheiberich, wilder Sellerie, zehn Zentimeter hoch und unspektakulär in seiner Erscheinung, aber kostbar für den, der weiss, dass es ihn sonst in deutschen Regionen kaum noch gibt. Südlich der Isen, wo die Wälder dichter und weiträumiger werden, wächst der Frühlingsenzian, für den man wahrscheinlich nur hier so viele Namen erfunden hat: Schusternagel, Rauchfangkehrer, Himmelsbläueli, Herrgottslichtli, Tintabuoma. Und Himmelsstängel: weil jeder gebrochene Enzian mit einem Menschenleben verrechnet wird.

Die Augen der Menschen in diesem Tal sind auf Weite eingestellt. Bis zum Böhmerwald sehen ihre Augen im Osten, bis zur Zugspitze im Süden, wenn der Föhn die Wolken vom Himmel räumt und die Distanzen verkürzt. Sie sind seit Generationen gewohnt, das Land in der Totalen zu erfassen: das marmorierte Rot der neu gedeckten Dächer in den Weilern, den spitzgotigen Turm der Dorferer Marktkirche, ihre Sonnenuhr und den wandernden Finger aus Schatten.

Sie werden ihre Augen neu justieren, ihre Kinder und die Kinder der Kinder. Ihr Blick wird haltmachen vor Lärmschutzwänden, angeschütteten Böschungen und Brückenpfeilern. Ihre Augen werden kurzsichtig werden – Augen auf Nähe eingestellt, von einem verkümmerten Muskel festgezurt, Augen betrogen um den Blick auf Alpen Gipfel an Föhntagen.

Es ging ihr nicht gut im letzten Jahr. Sie war müde vom Kampf gegen eine Autobahntrasse, die nur hundert Meter hinter ihrem Hof, südlich der Speichergebäude mit den spitzböigen Fenstern verlaufen soll. Und sie begann zu ahnen, dass ein langer und teurer Kampf verloren war. Weil sich eines Tages eine fremde Klangspur durch ihr Leben ziehen würde, ein Sirren, das nicht zu vergleichen wäre mit dem seidigen Schweifen der Zugvögel. Es wäre das metallische Sirren einer nicht endenden Autokolonne, die sich mit 200 Stundenkilometern in die gut ausgebauten Kurven legen würde. Es wäre der Sound einer von keinem Tempolimit heruntergedimmten Raserei.

Im verschatteten Stiegenhaus unter der niedrigen Decke, zwischen den eine Armspanne umfassenden, dicken Mauern, die seit Jahrhunderten die Seufzer ihrer Bewohner schweigend bewahren, sagt sie: Wissen Sie, was das ist? Eine Depression?

Die Männer haben nichts gehört. Sie haben im Stall zu tun oder auf der nach Norden abschüssigen Wiese, wo sie das Heu wenden, um die letzten Sonnentage zu nutzen. Nur die Wände, die verschwiegen sind, und eine Fremde haben es gehört. Ihr Gesicht ist ganz nah, kaum zu

sehen in diesem ewigen Halbdunkel des Stiegenhauses. Ihr Gesicht ist jetzt so nah, dass man die Wärme ihrer Wangen spürt, die immer gerötet sind, nicht diesen Porzellantint haben wie die Wangen der Frauen in der Stadt. Sie kommt so nah, als studierten ihre Augen das Gesicht der Fremden nach Zeichen eigenen Unglücks. Als hoffte sie, in der Intimität dieser Treppenhaus-Frauengespräche, auf ein Geständnis, das ihr eigenes Leiden kleiner macht.

Bauersfrauen können sich keine Extravaganzen leisten wie die Frauen, deren Depressionen abgestimmt sind auf die Regularien einer Angestelltenwelt, mit ihrer Gehaltsfortzahlung im Krankheitsfall, ihrem Urlaubsanspruch, ihren tariflich gesicherten Sozialleistungen.

Die Frauen auf dem Land haben schwere Hände, und bevor ihre Finger so grob wie die Finger ihrer Männer werden, machen sie es ihnen nach und ziehen sich den Ehering für immer ab. Lange vor dem Ring haben sie ihre Eitelkeit abgelegt. Die Haare hochgesteckt, in einem verwaschenen Pullover und fleckigen Jeans drängeln sie sich an den kotbefleckten Flanken der Kühe vorbei, beugen sich herunter, tunken den Lappen in das heiße Spülwasser und reinigen die Zitzen. Sie wandern mit der Melkpumpe von Tier zu Tier, setzen die Melkbecher an, murmeln besänftigende Worte, haben für jedes Tier einen Namen, und der verbrauchte Atem der Tiere mischt sich mit ihrem Atem. Sie halten das aus: das ständige Aufstossen der Tiere, den Geruch nach Halbvergorrenem – den sauren Wiederkäueratem, den sie auf der eigenen Zunge schmecken. Sie sehen die geweiteten Pupillen – Augen, wie vom Saft der Tollkirsche benetzt. Sie fühlen mit den Kühen. Sie gebären im selben Rhythmus, neun Monate lang sehen sie sich immer unförmiger werden, dem Fleckvieh immer ähnlicher. In der Unruhe der Kuh, die am Ende des neunten Monats mit ihrem Ballonbauch im Stroh liegt, finden sie ihre eigene Ungeduld wieder.

Heute Morgen wäre ihr das Kalb fast verreckt, erstickt im Mutterleib. Kam mit den Hufen zuerst. Die Kuh heulte, es war das Heulen einer Wahnsinnigen, dieses gepresste Schreien einer Kreatur, die nicht mehr ist, nur reiner Schmerz. Sie bekam die Fesseln zu fassen, zog an den Kalbsbeinen, nicht zu fest, nicht zu schnell. Auf denen es dann endlich stand, zitternd, schleimbedecktes Fellkleid mit riesigen Löchern, durch das die rosafarbene Haut schimmerte.

Der Tod ist allgegenwärtig auf den Höfen. Er ist ein stiller Untermieter. Schon seit Stunden kreiselt das Huhn über das Hofpflaster, mit gespenstisch gespreizten Flügeln, als wollte es sich am Ende des Lebens zu einem majestätischen Flug erheben. Erratischer Totentanz, danse

macabre, ein Tanz wie unter Drogen. Das Huhn kreiselt, richtet sich auf, schlägt wieder auf die Seite, spreizt die Flügel – vor einem zutiefst irritierten Publikum. Vier Hühner sind schon verendet, eines hat der Fuchs geholt. Jetzt flattert der Hahn um sein letztes Huhn herum. Seine Schreie klingen schrill, wie gewetzt an den überspannten Stimmbändern. Der Hund stupst seine breite Nase in den Nacken des Huhns. Die Kälber starren mit unverständigen Augen durch die Metallstäbe ihres Geheges. Erst vor wenigen Tagen hat man sie von den Mutterkühen getrennt. Unter ihrem Fell mit den vielen Haarwirbeln pulsiert noch immer die Sehnsucht nach einem Körper, der warm und riesig ist. Sie lauschen auf das Klagen der Kühe, das aus der geöffneten Stalltür weht und erschrecken unter den spitzen Schreien der Mauersegler, die im Tiefflug über ihren Köpfen kreisen.

Endlich liegt das Huhn still, mit gespreizten Flügeln, als hätte es sich im Moment des Todes eine grösstmögliche Annäherung an den Traum vom Fliegen ertrotzt, erstarrt in einer letzten rebellischen Geste gegen ein Schicksal, das einen Vogel zu einem Leben mit gestutzten Flügeln verdammt. Mit ihm erstarren Hund und Hahn. Für einen Moment stehen alle Tiere still, als lauschten sie dem Nachklang dieses erlöschenden Tanzes um sich selbst.

Eine Fremde, die aus der Stadt kommt, hielte das nicht aus: wie die Bauersfrau der Kuh einen Namen gibt, ihr zur Fütterungszeit mit der Hand über den Haarwirbel streicht, zwischen diesen weit auseinanderstehenden Augen. Wie die Männer eines Tages das Tier vorwärtschieben, gegen die Flanken der Kuh drücken, die sich gegen die schräg-stehende Ladefläche stemmt. Wie sie ihren Widerstand brechen, wie schliesslich der Wagen des Viehhändlers mit dem Anhänger vom Hof fährt. Eine Fremde hielte das nicht aus: den Glanz der Todesahnung im Auge eines Tieres.

Der Tod gibt sich ungeschönt auf diesen Höfen als das, was er ist: eine elende Angelegenheit. Nur in der Stadt, beim Metzger am Dorfener Markt, verschwindet die Wahrheit hinter dieser Wurstthekenästhetik – mit ihren girlandenartig arrangierten Wurstscheiben, den als Fächer angeordneten Bratenscheiben. Nichts ist zu sehen vom letzten Aufbäumen der Tiere im Angesicht des Bolzenschussapparats, nichts von diesem Wegsacken der Beine, dem Aufschlagen eines schweren Leibs auf weiss gefliestem Boden.

Manchmal fliehen die Kinder der Bauern vor diesen Bildern, die sie gesammelt haben wie andere Kinder Abziehbilder, die man auf dem

Schulhof tauschen kann. Aber ihre Bilder, Bauernalltagsbilder, haben keinen Tauschwert. Die Kinder steigen früh morgens in den Überlandbus und präparieren sich in Gymnasien und Fachoberschulen für ein anderes Leben, für ein Leben am Schreibtisch, von Kunstlicht beschienen, umfächelt vom monotonen Singen der Klimaanlage, weit weg von den Rufen der Kühe, denen man die Kälber genommen hat.

Sind die Kinder erwachsen, stehen sie morgens mit den anderen Pendlern im Stau: Gefangene ihres Mobilitätsanspruchs. Sie wollen pünktlich an ihren Schreibtischen sitzen, irgendwo in der Kreisstadt oder in München. Sie schimpfen auf den Fahrer vor ihnen, auf das ermüdende ruckweise Vorankriechen. Die Planer der Autobahn sagen: 25 000 Fahrzeuge passieren täglich das Isental. In wenigen Jahren sollen es 35 000 sein. Und ihr Auto ist eines davon. Manchmal überholen sie einen Lkw, der mit grossen Lettern auf seiner Plane verkündet: Ja zur Autobahn 94. Hier im Stau fangen die Kinder der Bauern an zu grübeln, sind sie bereit zum Verrat auf Widerruf.

Abends wollen sie davon nichts wissen, abends holen sie tief Luft, atmen die Büroluft aus, spülen sich den Geruch nach Kantinenessen aus den Poren und atmen die Stille, die um ihr Haus weht. Abends machen sie es wie die Alten und verfluchen die Politiker, die jahrhundertalte Eichen fällen, weil die Hochspannungsleitungen im Weg sind, die ihnen die Äcker durchschneiden, die Hügel abfräsen wollen für eine mehrspurige Trasse.

Nur hundert Meter entfernt vor ihrer Stalltür, da wo im Sommer Weizen und im Winter Gerste wuchs, gehört das Land jetzt der Autobahndirektion. Im Sommer sind die Disteln über die Äcker hergefallen. Ein Bagger bewegt sich schwerfällig durch diesen Distelwald – unter den Protestfanfaren der Vögel, die das Stottern des Motors aus den angrenzenden Wiesen gejagt hat. Gefräßiges Rieseninsekt, das den Boden abträgt, und an den Rändern seines metallenen Mauls sammelt sich der Humus in niedrigen Erdwällen. Die Männer auf den Schwingensitzen der Bagger sind nicht von hier, ihre Zunge formt die Worte anders, es klingt, als würden sie mit den Worten gurgeln. Am Freitagnachmittag steigen sie in den Mannschaftsbus und haben es eilig, nach Hause zu kommen – irgendwo im Osten Deutschlands, wo die Landschaft flach ist und das Auge langweilt.

Ein Bauer steht am Rand des Ackers, Hände in den Hosentaschen versteckt, als hätten sie ihr Werk vollendet. Breitbeiniger Stand in Gummistiefeln, die Augen schmal vor Geringschätzung. Jetzt sollen

sie auch noch ihre Äcker hergeben für Biotope, für Strassenausgleichsgrün. Technokratenidiom, höhnisch zitiert in den Männerrunden am Tisch in der Dorfwirtschaft. Gaunersprache. So reden sie: die Herren in der Staatskanzlei, die Unterhändler der Autobahndirektion, die noch nie das Blut eines Schweins gerührt haben, bis es stockt. Die noch nie einem Tier das Fell über die Ohren gezogen haben.

Ausgerechnet der Umweltminister war es, der mit einem symbolischen Spatenstich das Land ihrer Väter und Vorväter preisgab. Trug Gummistiefel, als wollte er sich gemeinmachen mit den Bauern. Als trügen sie nicht, diese Herren aus München, auf den teppichbelegten Amtsfluren, die handgenähten Budapester aus der Residenzstrasse. Sie verkünden den Fortschritt, so als klänge ein Wort wie Fortschritt noch immer unverdächtig, sie sprechen vom beschleunigten Warenaustausch zwischen Ost und West, besingen die Freiheit und ihre Steigerung, den Rausch, den ekstatischen Tanz der Tachonadel. Fluch auf den Mobilitätswahn, auf die moderne Raserei. Und verflucht sei der Widerspruch, in dem sie alle gefangen sind.

Man hat versäumt, die Eisenbahnlinie nach München zweigleisig auszubauen. Als die Königlich Bayerische Staatseisenbahn 1871 eröffnet wurde, jubelten die Menschen im Isental. Denn die Bahn war Fortschritt, und der Fortschritt noch ein grosses Versprechen. In Stahl und Dampf materialisierte sich die Sehnsucht nach einem leichteren Leben. Es gab Freibier und Musik, und der Priester weihte den Bahnhof, als wäre ein Bahnhof ein Gott gewidmeter Ort.

Für ein paar Jahre passierte der Orientexpress das Isental und mit ihm die demi-monde des Fin de Siècle: englische Lords, russische Grafen, die Spitzentänzerinnen des königlichen Balletts. Auf dem Perron stand der königliche Oberexpeditor in seiner Galauniform: Goldknöpfe mit stilisierter Krone, silberne Epauletten, weiss-blaues Degengehänge, und er hob salutierend seine rechte Hand im weissen Handschuh. Es war die Zeit der Beschleunigung: Der Minutenzeiger der Bahnhofsuhr kündigte die Ära der Sonnenuhr. Löste die Kirchglocke ab, die den Alltagsrhythmus jahrhundertlang vorgegeben hatte, mit ihrem Läuten zur Stunde, ihrem Wetterläuten zu Blitz und Donner, ihrem Sterbege-läut. So fing sie an im Isental: die schneller getaktete Zeit.

Sie schworen: Wir werden unsere Heimat nicht verkaufen. Sieben Bauernfamilien, sie hielten ihre Gesichter dem eisigen Wind der Moderne entgegen, dem Fortschritt und seiner Moral von zweifelhaftem Ruf.

In den bunten Blättern, die auf der Kücheneckbank liegen, lesen die Frauen vom Leben in fernen Metropolen, von Prominenten, die zum Scheidungsanwalt gehen, als gingen sie zum Friseur. Hier ist es anders: Hier ist die Ehe ein Sakrament. Für die Alten gilt das noch immer – über den Tod hinaus. Stirbt einer von ihnen, folgt oft der zweite nach im selben Jahr. Ohne einander können sie nicht sein: zwei Menschen, zwei Zahnräder, die perfekt ineinandergreifen und einen Mechanismus in Bewegung halten. Stirbt einer, steht alles still.

Die Jungbauern heute bleiben lange allein, sie brauchen keine vom Bürodasein verweichlichte Frau mit lackierten Nägeln und Augenlidern, schillernd wie der Flügel eines Pfauenauges. Ihr zölibatäres Elend führt sie nach der Fütterungszeit in Freizeitklubs, wo sie mit anderen Jungbauern ihr Alleinsein in Freiheit umdeuten. Die Klubs haben etwas Männerbündisches. Rudelweise sammeln sie sich zum Rosenmontagsball, zur Schützenfahnenweihe, beim Volksfest im nahen Dörfern. Von keiner Genderdebatte beschädigt, ist ihre Männlichkeit unversehrt und taugt zur öffentlichen Darstellung. Vor dem Bierausschank stehen sie eine Spur zu breitbeinig, als stünden sie auf einer staubigen Strasse in einem Westernkaff, als wären sie Gary Cooper in «High Noon», die Hand am Hüftknochen, die in Sekundenschnelle den Colt zieht.

An den Wochenenden wartet sie auf ihre unverheirateten Söhne. Weil immer nur Platz ist für einen Hoferben, haben die Brüder einen Beruf in der Stadt gewählt. Ihr Four-Wheel-Drive prescht über den Höhenzug und kommt in einer Staubwolke vor ihrem Küchenfenster zum Stehen. Sie fallen mit ihrem Junggesellenhunger über das Sonntagsessen her. Später sitzen sie dicht zusammen, auf der Bank aus ergrautem Fichtenholz, im Licht eines erlöschenden Sommers, einander vertraut wie Stammesmitglieder, sich selbst erkennend in den Gesten der anderen, in den ewig gleichbleibenden Feierabend-Ritualen.

Die Männer werden lauter mit jedem Bier, und ihre Scherze werden größer. Sie gehen immer auf Kosten der anwesenden Frauen. Und die Frauen lachen auch, schliesslich wollen sie den Männern den Spass nicht verderben. Die Hände der Frauen riechen nach frisch gewaschener Wäsche, nach dem lautlosen Verwelken der lilafarbenen Astern, die in ihren Gärten leuchten.

Plötzlich dreht sie sich weg von den Männerscherzen, der Fremden zu, und flüstert: Wir sind wie die Kühe. Eine ist nach dem fünften Kalb am Ende, die andere erst nach dem sechsten. So ist es mit uns Frauen. Manchmal ist eine Frau schon mit fünfzig alt.



GESCHICHTE: 1921, WEIMARER REPUBLIK: DIE ERSTE SCHNELLSTRASSE WIRD IN BERLIN ERÖFFNET. SIE GILT ALS VORLÄUFER DER DEUTSCHEN AUTOBAHN. DIE AUTOBAHN GILT ALS DEUTSCHE ERFINDUNG. STIMMT NICHT.

IN DEN USA UND IN ITALIEN
EXISTIEREN BEREITS ZUVOR ÄHNLICHE
STRASSEN. SEIT 1924 DIE AUTOBAHN
ZWISCHEN MAILAND UND VARESE.
1926 ENTWICKELTE DER «VEREIN ZUR
VORBEREITUNG DER AUTOMOBILSTRASSE
HAMBURG-FRANKFURT-BASEL», KURZ
HAFRABA, EINEN PLAN FÜR EIN
LANDESWEITES STRASSENNETZ.
DIE STRECKE VON NORDEN
NACH SÜDEN SOLLTE «TUNLICH
GERADLINIG» VERLAUFEN UND
LAUT DEM VORSITZENDEN EIN
«MITTELDING ZWISCHEN
EISENBAHN UND
LANDSTRASSE» WERDEN.

«JEBEN SE JAS!»

SOLL ADENAUER GERNE ZU
SEINEM CHAUFFEUR GESAGT HABEN.

1932 ERÖFFNETE DER KÖLNER OBER-
BÜRGERMEISTER KONRAD ADENAUER DIE
1. DEUTSCHE AUTOBAHN,
DIE HEUTIGE **655**. ER NANNT SIE
«NUR-AUTO-STRASSE».

1933 ÜBERNAHMEN DIE
NATIONALSOZIALISTEN DIE PLÄNE
FÜR DAS NETZ DER HAFRABA.
ADOLF HITLERS ZIEL:
7000 KM AUTOBAHN
IN DEUTSCHLAND. DIE NAZIS
GÖNNTE ADENAUERS STRASSE
DAS PRÄDIKAT «ERSTE AUTOBAHN
DEUTSCHLANDS» NICHT.
DIE NSDAP STUFTE DIE KÖLNER
STRECKE ZUR LANDSTRASSE ZURÜCK.

IM MÄRZ 1934 ERÖFFNET
HITLER DIE ARBEITEN AN DER
AUTOBAHN MÜNCHEN-SALZBURG.
ER VERSPRICHT, 600 000
MENSCHEN ZU BESCHÄFTIGEN,
WESWEGEN DIE REICHSPROPAGANDA
DIE AUTOBAHNEN ALS
«LEBENSADER
DER NATION»

BEZEICHNET. DIESE ZAHL WURDE
NIE ERREICHT. 125 000 ARBEITER
WURDEN BESCHÄFTIGT. DIE
ARBEITSLOSENSTATISTIK
(FRÜHLING 1933: RUND 6 MIO.)
SANK ZWAR WÄHREND DES KRIEGES
RAPIDE, HATTE ABER KAUM ETWAS MIT
DEM AUTOBAHNBAU ZU TUN.
KURZ NACH DER ERÖFFNUNG DER
AUTOBAHN ZWISCHEN NÜRNBERG
UND MÜNCHEN SOLL EIN
KORPSFÜHRER NAMENS
ADOLF HÜHNLEIN IN
ETWA VIER STUNDEN VON
BERLIN NACH MÜNCHEN
GEBRETTERT SEIN, WOBEI ER
ANGEBLICH NOCH EINE VIERTEL-
STÜNDIGE PAUSE EINLEGTE. GOOGLE
MAPS BERECHNET EINE AUTOFAHRT
VOM BERLINER ALEXANDERPLATZ
ZUM MÜNCHENER MARIENPLATZ
HEUTZUTAGE MIT DURCHSCHNITTlich
5 STUNDEN UND 36 MINUTEN.
WÄHREND DES KRIEGES
KAM DER BAU VON AUTOBAHNEN
FAST VOLLSTÄNDIG
ZUM ERLIEGEN. ES KAMEN

NUR 500 KM DAZU.
SEIT 1933 INSGESAMT
3800 KM. 1943 GEBEN DIE
BEHÖRDEN DIE LEEREN PISTEN FÜR
FAHRRADFÄHRER FREI.
1945 DIE ERSTEN, DENEN DIE
AUTOBAHNEN WIRKLICH
ZUGUTE KOMMEN, SIND DIE
PANZERKOLONNEN
DER FEINDLICHEN ALLIIERTEN.

«DER DEUTSCHE FÄHRT NICHT WIE ANDERE MENSCHEN. ER FÄHRT, UM RECHT ZU BEHALTEN»

KURT TUCHOLSKY

AUTOBAHNNETZ: MITTLERWEILE HAT DEUTSCHLAND DAS UMFANGREICHSTE AUTOBAHNNETZ EUROPAS MIT EINER LÄNGE VON 12 845 KM.

FRANKREICH FOLGT DICHT DAHINTER.
6-SPURIG: 2896 KM
8-SPURIG UND MEHR: 63 KM
ANSCHLUSSSTELLEN: 2197
DER BUNDESVERKEHRSWEGEPLAN
(BVWP) SIEHT BIS 2015 DEN
NEUBAU VON 1900 KM
AUTOBAHN VOR. 1100 SIND BIS
ENDE 2009 REALISIERT.
DER AUSBAU BEREITS
BESTEHENDER AUTOBAHNEN AUF
SECHS ODER MEHR
FAHRSTREIFEN SOLL BIS 2015 UM
2200 KM ERHÖHT WERDEN.
BIS ENDE 2009 REALISIERT: 570 KM.
GESAMTINVESTITIONSVOLUMEN
RUND 80 MRD. EURO.
2011 BETRUG DIE
JAHRESFAHRLEISTUNG

AUF DEN BUNDESAUTOBAHNEN
216 800 000 000 KM
= 5420 x UM DIE ERDE.
MEISTBEFAHRENES TEILSTÜCK
IST DIE **100** BERLIN, FUNKTURM-
KU'DAMM, TAGESDURCHSCHNITT
2010: 186 100 FAHRZEUGE.
ENTWICKLUNG DER JAHRES-
FAHRLEISTUNG AUF DEUTSCHEN
STRASSEN INSGESAMT:

1970: 234 000 000 000 KM

2011: 7 016 000 000 000 KM

TENDENZ WEITER STEIGEND.

GESCHWINDIGKEIT: DEUTSCHE AUTOBAHNEN

OHNE TEMPOLIMIT: 65,5%

MIT TEMPOLIMIT: 34,5%

AUTOBAHNEN OHNE
TEMPOLIMIT GIBT ES SONST
NUR NOCH IN NEPAL,
DER ISLE OF MAN UND EINIGEN
INDISCHEN BUNDESSTAATEN.
DIE «REICHSTRASSENVERKEHRS-
ORDNUNG» HOB 1934 ALLE
GESCHWINDIGKEITS-
BEGRENZUNGEN AUF.
WÄHREND DER ÖLKRISE
ZWISCHEN NOVEMBER 1973
UND MÄRZ 1974 GALT DANN,
UM TREIBSTOFF
EINZUSPAREN EIN,
TEMPOLIMIT VON 100 KM/H.
DIE GRÜNEN UND
DIE LINKEN WOLLTEN 2009
EIN TEMPOLIMIT VON 130 KM/H
EINFÜHREN. NICHT NUR DIE CDU/CSU
UND DIE FDP, SOGAR VERTRETER DER
SPD WAREN GEGEN DEN
VORSTOSS IM BUNDESTAG. AUCH
DIE AUTOINDUSTRIE,
DER ADAC, UND DER DERZEITIGE
VERKEHRSMINISTER STEHEN
EINEM GENERELLEN TEMPOLIMIT

ABLEHNEND GEGENÜBER.
NACH DEN BERECHNUNGEN DER
BUNDESANSTALT FÜR STRASSENWESEN
WÜRD BEI TEMPOLIMITS
DIE ZAHL DER TÖDLICHEN
UNFÄLLE AUF AUTOBAHNEN
UM 37% ZURÜCKGEHEN.
EXPERTEN GEHEN DAVON AUS, DASS
EIN TEMPOLIMIT AUF 120 KM/H
DEN CO₂-AUSSTOSS UM
ETWA 9% VERRINGERN WÜRD.

«DIE AUTOBAHN IST
DEUTSCHLANDS
GRÖSSTE PSYCHIATRIE»

HENNING VENSKE, KABARETTIST

GEFAHREN: 2011 GEMELDETE

UNFÄLLE: 151 321.
DAVON 18 290 MIT
PERSONENSCHADEN.

INSGESAMT STERBEN AUF
DEUTSCHEN AUTOBAHNEN JÄHRLICH
ETWA 400 MENSCHEN
BEI VERKEHRСУNFÄLLEN.

2011 WAREN 453 WEITERE
28 681 PERSONEN
WURDEN VERLETZT.

AUF DEUTSCHEN AUTOBAHNEN IST
DIE ZAHL DER
GEISTERFAHRER
2400 UND 2700 MELDUNGEN
ADAC GIBT ES JÄHRLICH ZWISCHEN
ÜBER FALSCHFAHRER.
DABEI KOMMEN JÄHRLICH ETWA
20 MENSCHEN UMS LEBEN.
DIE ZAHL IST SEIT JAHREN ETWA
KONSTANT. 2012 WÄREN ES 26.

STAU:STAU:STAU:

IM DURCHSCHNITT VERBRINGT
JEDER DEUTSCHE ETWA 60
STUNDEN PRO JAHR IM STAU.
GESAMTLÄNGE DER
STAUS 2012: 595 000 KM
= 15 x UM DIE ERDE.
ANZAHL DER GEMELDETEN
STAUS 2011: 189 000.
ADAC STAU-HITLISTE:
AUCH 2012 FÜHREN 5 KLASSISCHE
REISEROUTEN DIE LISTE AN:

8 146 STAUS KARLSRUHE – SALZBURG

7 127 STAUS FLENSBURG – FÜSSEN

9 115 STAUS BERLIN – MÜNCHEN

1 105 STAUS KÖLN – LÜBECK

3 96 STAUS KÖLN – NÜRNBERG

VOLKSWIRTSCHAFTLICH
VERURSACHEN SOGENANNT
STAU-SCHÄDEN BIS ZU
100 MRD. EURO JÄHRLICH.

SERVICE:

2011 GIBT ES 430 RASTANLAGEN
UND 350 TANKSTELLEN
AN DEUTSCHEN AUTOBAHNEN. DIE
MEISTEN DAVON BETREIBEN DIE
ÖLRIESEN SHELL UND ARAL.
DIE BESTE DEUTSCHE
RASTSTÄTTE 2012
IST LAUT ADAC IRSCHENBERG SÜD.
BUNDESWEIT GIBT ES 39
AUTOBAHNKIRCHEN.
ZUMEIST UNTER DEM MOTTO:
«RASTPLÄTZE FÜR
DIE SEELE» ODER
«RUHE TANKEN».

Quellen: ADAC (Allgemeiner Deutscher
Automobil Club e.V.), BMVBS
(Bundesministerium f. Verkehr, Bau und
Stadtentwicklung), VDA (Verband der
Automobilindustrie), auto-bahnkirche.info,
BASt (Bundesanstalt für Strassenwesen),
BDI (Bundesverband der Deutschen Industrie
e.V.), Destatis/Statistisches Bundesamt.
Recherche: Marco Maurer, Grafik: Moiré

Die Männer haben nichts gehört. In der Dämmerung nehmen ihre Stimmen mehr Raum ein, und in der weit ausholenden Bewegung ihrer Arme schwenken sie die halbleere Flasche wie ein Zepher. Sie sind die Könige dieses Hofes. Herrscher seit Jahrhunderten über diesen Boden, seine verborgenen Säfte, die am Ende des Winters an die Oberfläche drängen, wenn die Altarme der Isen sich das Land nehmen und die Wiesen für Wochen unter Wasser tauchen. Sie wissen, welche Wiese sich der Fluss holt. Sie kennen den pH-Wert der Äcker, die Stickstoffkonzentration, die Bodengüte, die sich in Punkten messen lässt.

Ihre Vorfäter machten sich das Land untertan, dem Auftrag der Bibel folgend, dem eigenen Hunger und dem ihrer Kinder. Vollen-det Gottes Werk und schufen diese Kulturlandschaft aus Wiesen und Äckern – eine Petit-Point-Stickerei in Grün- und Braunnuancen, Handarbeit von Generationen von Männern und ihren Frauen, von barfüßig laufenden Kindern, die Steine aufsammelten und die verlorenen Körner der Ähren. Die Erde besohlte ihre verletzlichen Füße und machte sie taub, und taub gingen sie über gebrochene Weizenhalme und scharfkantige Furchen. Auf dem Sterbebett lagen sie endlich mit gewaschenen Füßen, aber den Schweissgeruch der Pferde hatten sie in der Nase bis zum letzten Atemzug.

Gott mit dir, du Land der Bayern. Für diese auf alle Zeiten geschlossene Allianz verbürgt sich die Bayernhymne. An jeder Weggabelung steht ein Marterl, hängt Gottes bleicher Sohn, dessen nackte Füße sich im Sommer auf ein Kissen aus Saisonblumen stützen. Sein Vater, lernen die Kinder dieses Tals im Katechismus, stand am Reissbrett, schuf die Welt in sieben Tagen – und siehe, es war gut. Er befahl eine Eiszeit, trieb die Gletscher voran, kommandierte ihr stummes, millimeterweises Vor-rücken aus den Alpen Richtung Norden. Und die Zungen der Gletscher lösten Sand und Steine, jonglierten sie auf der Zungenspitze und formten aus Geröll Hügel und Täler. Schmelzwasser grub in die unfertige Landschaft ein Bett für Flüsse und Nebenflüsse, und das überschüssige Wasser schuf Moore und Feuchtwiesen.

Siehe, es wurde gut: dieses Tal, mit seinen Hügeln, die nie so steil ansteigen, dass der Atem beim Aufstieg stolperte, mit Talsenken, die nie so tief sind, dass sich zu viel Schatten darin sammelte – sanftmütige Landschaft, zur Ruhe gekommener Tanz der aus Alpentälern gerollten Steine.

35 Jahre lang gingen sie den Weg gemeinsam: Bauern, Kleinstädter, Zugezogene, durch alle Instanzen, bis zur letzten, bis zum Bundesver-waltungsgericht in Leipzig. Sie sammelten Spenden für Gutachten, für

juristischen Beistand, Bauern verzichteten auf Investitionen und auf den Kauf einer computergesteuerten Melkanlage.

Ein Wunder geschah in diesem stillen Tal: Das staatstragende Volk der Bayern rebellierte, die Vasallentreue des bayrischen Wählers galt nicht mehr. Immer war der bayrische Ministerpräsident mehr gewesen als der ranghöchste Politiker. War Landesvater, pater familias, und sein Landwirtschaftsminister würde am Verhandlungstisch in Brüssel schon dafür sorgen, dass die um Subventionen konkurrierenden Agrarpolitiker auch die Isentaler Bauern nicht vergassen. Aber jetzt würde der Landesvater die Höfe schleifen lassen, die der Trasse im Weg stünden, würde Äcker konfiszieren und Wiesen. Würde ihnen das Licht nehmen, und mehr als eine Familie im Isental sollte im Schlagschatten der die Talsenken überspannenden Autobahnbrücken leben, wie nach einer Naturkatastrophe, wo die freigesetzte Asche den Himmel für Jahrtausende verdunkeln würde. Und von den Brücken würden Zigarettentummel regnen auf ihre Wiesen, Coffee-to-go-Becher und das vom Abrieb der Reifen verdreckte Fahrbahnwasser.

In den Wahlkabinen brachen die Bayern mit der Familientradition, kündigten der christlich-sozialen Partei die Treue und votierten zum ersten Mal für die Opposition. Im Isental, in diesem zeitentrückten Tal, entstand der Rohling für den Serientyp des Wutbürgers, der nach der Jahrtausendwende einer nun landesweit auftretenden Protestkultur seinen Namen geben würde.

Sonntags sah sie die Blechbläser an ihrem Hof vorbeiziehen – in Haferlschuhen und Kniebundhosen. Am Anfang waren es hunderte, zum Schluss tausende Protestler, die ihnen folgten. Sie sammelten sich auf einer Wiese unweit ihres Hofes, rollten einen Findling an den Rand des Höhenwegs und nannten ihn: Stein des Widerstands. Die Prominenz der bayrischen Kabarettwelt sprach ein Grusswort in den Wind. Es waren Tausende, die applaudierten, Grossväter, Väter, die ihre Töchter auf den Schultern trugen. Volksfeststimmung, Optimismus in D-Dur. Die Maisonne gab ihr Licht gratis dazu, brachte das Haar der Frauen zum Leuchten und polierte das Gold der Tuba.

Die Formation der Protestler erinnerte an den Strom der Pilger, die über Jahrhunderte nach Dorfen gezogen waren, hinauf auf den Ruprechtsberg, auf Erlösung hoffend unter dem Freskenhimmel von Sankt Marien. Im Angesicht der Übermutter mit dem sanftmütigen Blick: rundes Madonnengesicht aus Lindenholz, das der Atem der Sünder, die unter ihrem demütigen Blick knieten, verfinsterte. Sie überboten

sich im Wettbewerb der Bussfertigkeit: Barfuss waren sie, schleppten Steine, Ketten, Holzkreuze. Manche gingen nackt. Manche rutschten die 150 Stufen, die auf den Ruprechtsberg führen, zur Wallfahrtsstätte, auf blossen Knien hinauf. Ego te absolvo, flüsterte es durch das Gitterfenster des Beichtstuhls, auf dem Mund des Priesters kreuzten sich die Schatten. Und die zwölf Apostel, die an den Wandpfeilern lehnen, waren als Zeugen gerufen.

Die Gegner der Autobahn trugen keine Ketten oder Holzkreuze, sie gingen auch nicht barfuss. Sie wanderten durch das Tal im modernen Habit der Wallfahrenden, im Pilgergewand des Gore-Tex-Zeitalters: in bunten Fleecejacken, windundurchlässigen Westen.

Unter freiem Himmel standen sie und lauschten auf das Raunen der Landschaft, auf ihr Ego te absolvo: Vergebung für alle Sünden, für die Wälder, die ihre Urväter gerodet haben, für Moore, denen sie das Wasser genommen haben. Für die mit Gülle gesättigten Wiesen, die immer fetter werden und alle Blumen verdrängen. Für die Monokulturen aus Mais, die nicht mehr den Hunger der Menschen, sondern den der Biogasanlagen stillen. Für die Pestizide, die der Regen aus den Böden wäscht und in die Isen spült, wo die Bachforellen sterben und der Laich erstickt im Kiesbett unter abgelagerten Sedimenten.

Katholische Pastoren und ihre evangelischen Kollegen luden gemeinsam zu einem Tiergottesdienst. Gottes Liebe ist grenzenlos, sprachen sie. Der Wind trug ihre Worte über die lichtbestäubten Köpfe von Mensch und Tier. Frisch gebürstete Hunde sassen artig im Gras. Manche Bauern trugen ein Huhn im Arm, dessen Augenlider nicht aufhörten zu flatterten vor Nervosität.

So viel Demut vor der Schöpfung. So viel Bussfertigkeit. Wenn alle Gerichte fehlten, glaubten sie, musste die Madonna ihnen helfen, diese treue Adjutantinnen des himmlischen Herrschers. So sind sie hier, in diesem bayrischen Tal: in Erde und Glauben verwurzelt.

Sonntags singen sie das Gotteslob, auch jetzt noch, da das höchste weltliche Gericht gefehlt hat. Sie rutschen nacheinander in die engen Bankreihen, sitzen mit angezogenen Beinen, die Füße in den Sonntagsschuhen unter der hölzernen Gebetsbank, schlagen das Gesangbuch aus blauem Kunstleder auf, da wo das rote Merkbändchen liegt. Und singen unter dem Freskenhimmel des Barockkirchleins, unter dem verklärten Blick rotwangiger Engel, das Lied 262: «Nun singt ein neues Lied dem Herrn, der Wundertaten hat vollbracht. Kommt, singt, den Sieg des Herrn zu ehren, den uns errungen seine Macht.» Und der Priester erneuert seinen Segensspruch.

Jetzt treten sie hinaus, mit einer Seele für Stunden so rein wie ein frisch gebadeter Babykörper. Die Mittagssonne schüttet ihr quecksilbriges Licht aus, über Grabsteine aus schwarzem Marmor, Granitstein, von Flechten erobert.

Jetzt könnten sie den Hohlweg hinaufsteigen, zum Pausenberg. Auf dem unbefestigten Weg, der gleich auf der gegenüberliegenden Strassenseite beginnt, hinaufgehen, über die von Wind und Regen gerundeten Kieselsteine, über Ziegelbruch, mit dem die Bauern die Wege füllen. An der dichten Mauer aus Haselnusssträuchern und Hartriegel vorbei, trügen sie ihre gereinigten Seelen und ihre Sonntagsschuhe den Berg hinauf. Und nichts wäre zu hören – nur diese Mittagssinfonie aus Vogelstimmen. Sie wissen: Die Vögel werden verstummen. Eine nicht endende Autokolonne wird sich durch diesen Hang fräsen, ein Sirren wird den Hohlweg füllen und die Hangwiesen hinunterrauschen. Es wird wie Feuerzungen gegen die Kirchenmauer branden, gegen die alten Glasfenster mit den Lufteinschlüssen.

Am Montagmorgen haben ihre Söhne den Hof verlassen, in ihrem Four-Wheel-Drive, mit dem Rest vom Rehgulasch. Sie sieht ihnen nicht lange nach. Sie steckt das Haar hoch, streift die Jeans und den verwaschenen Pullover über, steigt in ihre Gummistiefel, öffnet die Tür zur Milchküche, wirft sich die Schläuche mit den Zitzenbechern über die rechte Schulter. Jetzt ist Montag, der Kopf klar und der kurze Rausch aus Priesterworten verflogen. Jetzt denkt sie pragmatisch und hofft, dass dem Staat das Geld ausgeht.



ZEITFENSTER

SCHLAGZEILEN 1967

Dr. Christiaan Barnard gelingt in Kapstadt die erste Herztransplantation.

6-Tage-Krieg. Um die USA zum Kriegseintritt zu bewegen, greift Israel am 4. Tag das Aufklärungsschiff «USS Liberty» an, um es zu versenken, was misslingt.

Chinas «Mao-Bibel», Auflage 400 Millionen, wird in 26 Sprachen übersetzt und in 180 Ländern verteilt.

Ernesto «Che» Guevara wird von bolivianischen Regierungstruppen erschossen.

HÜGEL 875

Vietnamkrieg. Die historische Reportage beschreibt den Kampf um einen Hügel, der 30 Kilometer entfernt vom Dreiländereck Laos-Kambodscha-Vietnam und 150 Kilometer südwestlich der Hafenstadt Danang liegt, wo kurz zuvor die ersten US-Marines an Land gegangen waren, um – so die damalige Begründung – den chinesisch-kommunistischen Expansionismus einzudämmen.

DER HEISSE KALTE KRIEG

Nach dem Ende von Frankreichs Kolonialherrschaft in Vietnam sah das Frie-

densabkommen von 1954 gesamtvietnamesische Wahlen im geteilten Land vor. Da Umfragen zeigten, dass der Nordvietnam führende Ho Chi Minh von einer Mehrheit unterstützt wurde, verhinderten die USA die Wahlen. Sie bauten Südvietnams Armee auf und bombardierten Nordvietnam, als dessen Truppen das ganze Land einzunehmen drohten. Das Schreckgespenst Kommunismus hatte in den USA einen Wandel bewirkt: Noch vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatte das Land Ho Chi Minh als wichtigen Politiker für die Überwindung des Kolonialismus gefördert.

EINGEBETTETER JOURNALISMUS

Das Ende des Vietnamkriegs – die letzten Amerikaner flüchten 1975 per Helikopter aus der US-Botschaft in Saigon – wurde in den USA als eine Niederlage interpretiert, deren Ursachen auch im eigenen Land lägen: Die frontnahe Berichterstattung habe die Unterstützung der Bevölkerung gemindert. Schlussfolgerung der Armee: «Never fight a war on TV!» – oder erlange maximale Kontrolle über die Journalisten. Im Irakkrieg 2003 wurde erstmals das Konzept des «Embedded Journalist» angewandt. Reportagen wie die vorliegende sind heute nahezu unmöglich geworden.

HÜGEL 875

VON ORIANA FALLACI

[1967]

Nachmittags. Der Kampf fand vor drei Tagen statt. Er fing um neun Uhr morgens an und dauerte bis sechs Uhr nachmittags, ohne eine Minute Unterbrechung. Der Hügel 1383 ist steil und spitz und dicht bewachsen mit Bäumen, Lianen und Bambus, und Hauptmann Scher trieb seine Kompanie zur Eile, aber die Soldaten kamen nur langsam vorwärts, denn nach jedem Schritt stiessen sie auf einen nordvietnamesischen Graben. Sie waren gut angelegt, die Gräben, mit grossem strategischem Verstand. Sie zogen sich spiralenförmig herunter, in der Art, wie man eine Orange

rundum zu einem Band abschält. Diese konzentrischen Ringe waren durch Unterführungen miteinander verbunden, die ältesten waren nicht mehr als sechs Monate alt. Seit Juni hatten die kleinen gelben Soldaten vor den Augen der Amerikaner heimlich gegraben, und die Amerikaner hatten nichts davon gemerkt. Die Gräben waren nicht tief, denn die Vietnamesen sind klein und benötigen ein Minimum an Raum. So konnte man sie noch schwerer ausmachen. Unvermutet standest du davor, im Feuer, und dann war es zu spät. In dieser Furcht rückten Hauptmann Scher und seine Leute vor, klammerten sich an jeden Busch, an jeden Strauch, rutschten aus, fielen hin, ein eroberter Baum war schon ein Sieg. Wieviel Meter sind es wohl bis zu dem Bambus dort, höchstens fünfzehn, sie brauchten eine Stunde, zwei Stunden, bis sie ihn erreichten. Gegen fünfzehn Uhr meinte der Hauptmann, er würde es allein nicht schaffen, und forderte Flugzeugunterstützung, bei allem Risiko, selbst mit bombardiert zu werden. Die Phantoms kamen und warfen zentnerweise Napalm über den Gräben ab, als lebende Fackeln schossen die kleinen gelben Soldaten mit ihren Gewehren auf die Flugzeuge. Aber danach kam der Angriff schneller voran. Und zwei Stunden später stand der Hauptmann hier auf dem Gipfel.

Es ist der höchste von allen Hügeln im Umkreis. Von hier aus beherrscht man das ganze Tal, dort unten befinden sich das Rollfeld und das Lager, und der Fluss windet sich dahin wie auf einem chinesischen Aquarell. Mit Hauptmann Scher bin ich im Hubschrauber hergekommen, zu Fuss wären wir auf Minen und Vietkong gestossen. Der Hubschrauber hat gar nicht aufgesetzt, und wir mussten hinabspringen. Bevor ich sprang, sagte der Hauptmann zu mir: «Vorsicht, nicht dorthin fallen!» Aber ich verschätzte mich und fiel genau dorthin, sank in etwas Weiches, die Leiche eines Nordvietnamesen, nur knapp mit Erde bedeckt. Leichen lagen hier überall herum, in drei Tagen haben sie sechzig begraben können. Bei denen, die in den Gräben geblieben sind, ist die Sache nämlich einfach, du nimmst einen Spaten, und fertig. Aber bei denen, die überall herumliegen, dauert das schon seine Zeit.

«Hauptmann, wie viele Tote hat dieser Hügel gekostet?»

«Viele. Zu viele. Hundertfünfzig, zweihundert. Aber genau kann man das nie feststellen, weil sie die Toten wegschaffen. Vor dem Kampf richten sie lange Seile her, und wenn sie sich dann zurückziehen, binden sie die Gefallenen mit den Füßen daran und schleifen sie weg. Die Sie hier sehen, gehörten zur Nachhut.»

«Und die Gefangenen, Hauptmann?»

«In Vietnam macht man keine Gefangenen. Nicht auf der einen und nicht auf der anderen Seite. Von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen. Wer traut sich schon, Gefangene zu machen? Wenn du dich näherst, lässt der Kerl eine Handgranate explodieren und bringt dich und sich zusammen um.»

Ich deute auf die Leiche, auf die ich gefallen bin. «Auf die Weise ist der umgekommen?» Er zuckt die Achseln. «Wahrscheinlich.» Dann packt er meinen Arm. «Nicht hinsehen. Kommen Sie hier weg!»

Der Hauptmann ist sechsunddreissig und schön wie Tyrone Power, als Tyrone Power noch schön war. Seit Monaten hat er keine Frau mehr gesehen. Ich glaube, aus dem Grund hat er sich auch die Mühe gemacht, mich hier herauf zu begleiten. Und er sieht mir gerade in die Augen, und bei jedem Hindernis ist er mir behilflich mit unsagbarer Zärtlichkeit, und seine Finger verharren ein paar Augenblicke länger als nötig an meinem Ellenbogen. Aber unbewusst. Wüsste er's, würde er erröten. Ebenso unbewusst ist seine Freude über den kurzen Urlaub, den ihm unsere Ankunft verschafft hat. Und so wandern wir über den Hügel, ich und der Hauptmann, klettern über Granathülsen, verbogenes Blech, treten auf blutige Bandagen, auf Geschosse, doch er ist so glücklich, eine Frau neben sich zu haben. Er merkt gar nicht, dass diese Frau übel riecht nach Schweiss, ein verdrecktes Gesicht hat, wie ein Soldat gekleidet ist. Er wähnt sie in blauem Kleid, parfümiert und sauber, und er geleitet sie durch diese Leichen hindurch, als geleite er sie durch eine Wiese voller Margeriten. Müsste ich heute abend sterben, ja, dann würde ich sterben mit dem Bewusstsein, diesem Mann eine Illusion geschenkt zu haben: drei Tage nach dem Inferno habe ich ihm einen Spaziergang geschenkt durch eine Wiese voller Margeriten.

«Vorsicht ... geben Sie mir die Hand... Ja, so. Hier läuft man besser...» Und unter seinen Füßen erblühen die Margeriten der Phantasie. Oder der Verzweiflung? Hauptmann, das hier ist nämlich keine Margerite. Das ist, nein, das war ein Mensch. Hauptmann, betrachte ihn dir genau. Zusammengekrümmt liegt er im Bambusröhricht, und sein gelbes Gesicht wird schon grün. Schwarze Flecken besudeln seine khakifarbene, an der Brust durchlöchernte Uniform. Eine Eidechse läuft auf ihm herum, schwänzelt über seinen Hals, setzt sich auf sein Auge, die Füßchen genau auf der Pupille.

«Hauptmann...»

Der Hauptmann lässt meinen Arm. Er lüftet seinen Helm, fährt sich mit den Fingern durchs Haar, setzt sich den Helm wieder zurecht, seufzt.

«Gott, ist der Krieg ekelhaft! Lassen Sie sich das von einem Soldaten sagen. Irgend etwas muss da verkehrt sein im Hirn dieser Leute, die mit Freuden Krieg führen, die ihn rühmlich oder auch spannend finden. Gar nichts Rühmliches und gar nichts Spannendes ist an diesem schmutzigen Trauerspiel, über das du nur weinen kannst. Du weinst über den, dem du eine Zigarette verweigert hast und der von seinem Patrouillengang nicht mehr zurückgekehrt ist, du weinst über denjenigen, den du gescholten hast und der vor deinen Augen in die Luft gegangen ist, du weinst über denjenigen, der deine Freunde umgebracht hat...»

Er deutet auf die Leiche. «Drei hat er mir umgebracht. Mit einer Handgranate. Dort hinter dem Busch war er versteckt, und sie haben ihn nicht gesehen. Er aber, er konnte ihnen bis in den Hals hineinschauen.»

«Wer hat ihn getötet, Hauptmann?»

«Ich.»

«Sie?»

«Ich... Mit einem Feuerstoss, gleich darauf. Und wäre ich ihm vielleicht in einer New Yorker Bar begegnet, hätte ich ihn sympathisch gefunden, mit ihm über Kommunismus und Kapitalismus diskutiert und zu mir nach Hause eingeladen. Gott, ist dieser Krieg ekelhaft!»

«Warum machen Sie ihn dann mit, Hauptmann? Warum haben Sie ihn sich als Beruf gewählt?»

«Weil ... wenn du Soldat wirst, denkst du doch nicht daran, dass dein Beruf das Töten wird. Ich habe immer gern mit den Leuten gearbeitet, ich kam mir wie ein Lehrer vor. Früher bin ich auch Lehrer gewesen. Ans Töten denkst du nicht. Und wenn dann der Augenblick des Tötens kommt, bist du wie vor den Kopf geschlagen. Und dann ist es zu spät.»

«Als Sie ihn töteten, was haben Sie da empfunden, Hauptmann?»
 «Angst.» – «Sie und Angst?» Er macht einen so kriegerischen, so sicheren Eindruck, der Hauptmann. «Angst», wiederholt er. Und lächelt bitter. «Von neun bis sechs habe ich an dem Tag Angst gehabt. Und vorher auch schon. Vorher habe ich immer Angst, weil ich denke, dass ich nicht sterben will. Ich rücke vor und rufe meinen Leuten zu, sie sollen keine Angst haben, und dabei habe ich selber so grosse Angst. Wissen Sie, was ich Ihnen sage? Dass dich in diesen Augenblicken weder das Pflichtgefühl leitet noch der Mut, die Angst leitet dich!»

Und solcherart verschwindet die Wiese, weisst du, die Margeriten verschwinden, seine Freude verschwindet, der Urlaub verschwindet, und es bleibt in diesem geborstenen, verbrannten Wald nur noch der Leichengestank dieses gelben Jungen, der drei weisse Jungen umbrachte, und

dem man deshalb das Herz durchschoss. Die Lippen des gelben Jungen sind ein wenig geöffnet, es sieht aus, als lächle er. Aber, mein Gott, worüber nur? Das letzte, was er sah, war der Hauptmann, der mit seiner Angst und mit seinem Schnellfeuergewehr gegen ihn anging. Und vorher war diese Agonie von Raketen, Mörsern und Napalm gewesen, und vorher noch das Warten in der Kälte, die Seile, um die gefallenen Kameraden daran zu knüpfen, das monatelange Ausheben der Gräben in Heimlichkeit und Dunkel. Und was noch? Seit dem Tag seiner Geburt, vielleicht vor achtzehn, neunzehn Jahren, hatte er immer nur Krieg gesehen. Krieg gegen die Franzosen, Krieg gegen die Amerikaner, Krieg gegen jemanden, der hier nichts verloren hatte, in seinem Land gab es ja immer jemanden, der hier nichts verloren hatte, denn zum Teufel Kommunismus oder Nichtkommunismus, dieser Hügel war doch seiner und ebenso die andern Hügel und die Ebenen und die Flüsse, und die drei weissen Jungen waren doch gekommen, sie ihm zu stehen. Daran hast du wohl nicht gedacht, Hauptmann Scher? Denkst du nicht daran? Nein, er denkt nicht daran. Trotz all seiner Humanität ist er davon überzeugt, im Recht zu sein, wenn er auf diesem Hügel steht, der ihm ebensowenig gehört wie die andern Hügel und die Ebenen und die Flüsse, ist überzeugt, im Namen von Recht und Freiheit getötet zu haben, und er würde mich unschuldig-erstaunt ansehen, sagte ich ihm: Was für ein Recht, was für eine Freiheit?

PS: Ich mache diese Aufzeichnungen im Hubschrauber, der uns ins Lager zurückbringt. Wir sind unter Beschuss abgeflogen, vielleicht der befürchtete Gegenangriff. Rasch wie die Hasen sind wir zum Hubschrauber gerannt, ich zog mir den Helm so fest über den Kopf, dass er mich fast erdrückt hätte. «Der Kopf, der Kopf, du schützt deinen Kopf, als wäre er das einzige, was es zu schützen gäbe.» Aber Joe Tinnery aus Philadelphia, den man aus der Mittelschule herausgeholt hatte, stand da mit unbedecktem Kopf und rief: «He! Beinahe hätte ich's vergessen, du bist doch Journalistin, tust du mir einen Gefallen? Schickst du mir ein Foto mit Autogramm von Julie Christie? Aber nicht vergessen! Joe Tinnery! Drittes Bataillon! Zwölftes Infanterieregiment! Ja, Julie Christie!» Für ihn war das ein Spass. Doch der Hauptmann war traurig. Es schien, als wollten ihm die Augen überlaufen.

Abends. Wir sind wieder im Lager. Wir kamen gerade zurecht, um noch die Verwundeten vom Hügel 875 zu sehen. Heute früh hat eine Kolonne des 173. Airborn eine Verbindung zum Vorgelände des Massakers her-

gestellt, und jetzt ist es möglich, die Verwundeten mit Hubschraubern auszufliegen. Sie landeten wie ein Schwarm Hummeln, blendeten uns mit Böen roten Staubes. Vor ihrer Landung rannten schon die Sanitäter mit den Tragbahren los. Aber nur Sterbende kamen auf die Bahren. Die andern sprangen selbst auf die Erde und liefen abgerissen, blutend, hinkend, lachend, weinend auf uns zu. Einer, der hysterisch lachte, stürzte sich auf mich und schrie: «Nehmt den Hügel, so war der Befehl. Nehmt den verdammten Hügel! Aber das konnten wir nicht, verstehtst du, das konnten wir nicht!» Dann hörte er unvermittelt zu lachen auf. Er trat von mir weg, sah mich ernst an und fragte: «Wer bist du eigentlich? Was willst du?» Ein anderer, halbnackt, wurde von einer heftigen Krise geschüttelt. Er stampfte mit den Füßen auf, schlug sich an die Stirn und schluchzte: «Ich hasse sie! Ich hasse sie! Verfluchte Dreckschweine!» Man versuchte, ihn zu beruhigen und ins Krankenrevier zu schaffen, aber es gelang nicht. Ein anderer, ein Neger, hatte sich mit einem Napf Suppe hingehockt und weinte friedlich vor sich hin, die Tränen liefen ihm in die Suppe. «Diese Handgranate. Ein Haufen Toter wegen dieser Handgranate. Und du hast nicht mehr gewusst, wohin du rennen sollst, wo du dich verkriechen sollst. Hast unter Leichen geschlafen. Ich habe unter Joe geschlafen. Er war tot, aber er hat gewärmt. Gib mir eine Zigarette. Hast du schon mal unter einem Toten geschlafen, der gewärmt hat?»

Dann kam der dämliche Oberleutnant und verscheuchte schreiend die Journalisten und nannte sie schamlos, her mit den Filmen, ihr Schamlosen! Wir mussten weglaufen, damit er uns nicht die Filme abnahm. Hier herrscht eine sonderbare Auffassung von Schamlosigkeit. Während der Pressekonferenz erklärte der General in gebügelter Uniform und mit frisch rasiertem Gesicht: «Ich hasse es, als Optimist zu gelten, aber ich glaube doch, Ihnen diesmal mit Sicherheit voraussagen zu können, dass der Hügel 875 noch in dieser Nacht in unserm Besitz sein wird!»

22. November, morgens. Der Hügel 875 ist keineswegs im Besitz des Generals, der sich nach wie vor unter der Dusche im Klosett erfrischt und mich daran hindert, dort mein Wässerchen zu lassen. Überdies ist es für uns Journalisten jetzt vollkommen unmöglich, zum Hügel 875 zu kommen: die Hubschrauber transportieren nur die Soldaten dorthin zum Sterben. Im Morgengrauen habe ich's versucht, aber es war vergebens. Sie verluden gerade eine frisch aus den Staaten eingetroffene Kompanie. Sogar die Militärfotografen wurden abgewiesen. Bei dieser

Kompanie war ein Rotschopf. Er fragte mich mit gepresster Stimme: «Madam, ist es wirklich da droben so scheusslich?» – «Aber nein, Soldat, aber nein. Du wirst schon sehen, heute ist es ruhig», antwortete ich ihm. Und er glaubte es.

Wir sind hier im Lager blockiert. Hie und da ein Mörsereinschlag, aber keiner achtet darauf. Wenn es nicht zum massierten Beschuss kommt, wird gar nicht erst Alarm gegeben. Wen's trifft, den trifft's. Wenn du nicht so denkst, kannst du dauernd geduckt in einem Loch sitzen. Es ist ein schöner Tag, und ich und Moroldo haben zwei Freundschaften geschlossen, mit dem Unteroffizier Norman Jeans und dem Gefreiten Bobby Janes. Beide sind dreiundzwanzig Jahre alt, der erste schwarz wie die Nacht, der zweite blond wie die Sonne, und wo der eine hingeht, geht auch der andere hin, sie sind unzertrennlich. Das kommt daher, dass Norman im Kampf Bobby das Leben gerettet hat und umgekehrt. Seit vorigem Mai haben sie zusammen an sieben Kämpfen teilgenommen. Ich und Moroldo lernten sie am Fluss kennen, wo sie gerade Wasser holten. Während Bobby die Kanister mit Wasser auf den Lkw lud, sprach ich mit Norman, der seit elf Monaten in Vietnam ist, aber er sagt elf Monate, als wären es elf Jahre.

«Weisst du, ich hatte eben erst geheiratet, als ich einrücken musste. Sie hat nicht sehen wollen, wie ich fortging, und hat geweint und geweint. Da bin ich fort, als sie noch schlief. Ich bin ganz vorsichtig aufgestanden und habe mich in Strümpfen aus der Wohnung geschlichen. Sie war so schön im Schlaf. Ich konnte ihr nicht mal einen Kuss geben. Und wenn ich sie nie wiedersehe?»

«Du wirst sie wiedersehen, Norman. In einem Monat.»

«In einem Monat kann man hundertmillionenmal sterben. Heute früh hat der Hauptmann Freiwillige für den Hügel gesucht. Ich habe nein gesagt, aber wenn sie wollen, können sie mich trotzdem schicken. Bobby meint: Du bist immer traurig, lächle doch mal! Früher bin ich nie traurig gewesen, sondern immer fröhlich und ausgelassen. Weil ich jung war. Jetzt bin ich alt. Weisst du, dass ich ein weisses Haar gefunden habe? Schau nach, hier auf der linken Seite, es ist wirklich weiss.»

«Ich sehe keines.»

«Du siehst es nicht, aber es ist da. Vielleicht habe ich's bekommen, als ich den Brief meines Bruders Charlie las. Da steht drin, dass sie ihn einberufen haben und nach Vietnam schicken. Ich habe ihm geantwortet, versuch zum Nachschub zu kommen, Charlie, und nicht zur Infanterie. Charlie ist ein so guter Junge, er hat noch keinen umgebracht, aber ich ja, und wenn einer von unserer Familie sterben muss, dann ist





BÁRDUC
T

es nur gerecht, wenn's mich trifft, findest du nicht auch? Das habe ich auch Kaplan Waters gesagt, manchmal tut's mir richtig gut, mit Kaplan Waters zu sprechen, ich habe ihm gesagt: Wenn schon, dann soll's mich treffen. Aber er hat gesagt: Ach, mein Sohn, dann schon lieber mich!»

«Auch dich wird's nicht treffen, Norman.»

«Das sagt man so. Aber meine Angst, dass ich dran glauben muss, wird immer grösser. Zum Beispiel das zweite Mal, als ich im Gefecht war. Da hatte ich noch mehr Angst als das erste Mal. Und beim dritten Mal hatte ich noch mehr Angst als beim zweiten Mal und beim vierten noch mehr als beim dritten. Und immer, weisst du, immer bin ich verwundet worden. Und das nächste Mal legen sie mich um!»

«So etwas darfst du nicht sagen, Norman!»

«Warum nicht, wenn ich's doch denke? Und ausserdem, weisst du, mag ich nicht töten. Ich kann nicht einsehen, warum man sich gegenseitig töten soll. Von mir aus sollen alle leben und glücklich sein; und dabei habe ich schon so viele umgebracht. Im Moment denkst du nicht daran. Du hast eine Wut, weil deine Freunde tot sind, und hast einen Hass auf die Welt, und der Feind ist für dich die Welt. Aber nachher bereust du's und sagst: Guter Gott, verzeih! Guter Gott! Aber wann ist denn dieser Krieg zu Ende?»

«Das weiss ich nicht, Norman. Einmal muss er ja zu Ende gehen.»

«Ja, aber dann machen sie wieder einen neuen. Das ist doch immer so gewesen. Weil diejenigen, die den Krieg wollen, in Sicherheit sind und die andern sterben schicken, also uns. Weisst du, ich will nicht reich sein, ich will auch kein Held sein, ich will nur leben, das ist alles. Das Leben ist nämlich schön, weisst du. Früher wusste ich das nicht, aber jetzt weiss ich's, und seitdem ich's weiss, bin ich ein besserer Mensch. Aber kannst du wirklich mein weisses Haar nicht sehen? Du siehst es nicht, aber es ist da.»

Dann lud Norman an Stelle von Bobby die Kanister mit Wasser auf den Lkw, und Bobby kam zu mir und setzte sich an Normans Platz und erklärte, warum er ihn gern hatte. «Zum Beispiel, weil heute früh ein Transistor-Radio für ihn gekommen ist, weil er weiss, dass mir so was gefällt, hat er's mir geschenkt. Nein, aber das ist es nicht mal. Es ist die Art und Weise, wie er mich aufgenommen hat, als ich hierher kam. Nicht wie ein Unteroffizier, weisst du, die Hautfarbe hat hier sowieso nichts zu sagen, sondern wie ein Bruder. Wir sind auf Patrouille gegangen, am Pfad waren Minen, und er wollte unbedingt vorangehen. Er befahl mir, Abstand zu halten. Und dann der erste Kampf, den wir zusammen mitgemacht haben. Norman wurde verwundet. Ich bin hin-

gelaufen, um ihm zu helfen, und da bin ich auch verwundet worden. Und in Ohnmacht gefallen. Als ich wieder aufwachte, sah ich Norman über mir. Er hatte sich zu mir geschleppt, ein Bein voller Splitter und einen Arm voller Splitter, und zog mich weg. Kannst du das glauben? Du musst es glauben, weil das nämlich Freundschaft ist. Und Freundschaft ist schön, noch schöner als Liebe. Und das ist das einzig Positive am Krieg, dass du manchmal einen Freund findest. Alles andere ist Mist. Ich bin als Freiwilliger hier, weisst du. Aber jetzt habe ich einen solchen Hass auf diesen Krieg, dass ich's gar nicht sagen kann. Vielleicht kann ich's so sagen: Ich möchte gar nicht erst gekommen sein, ich schäme mich, dass ich gekommen bin.»

«Wie lang bleibt dir noch, Bobby?»

«Drei Monate. Weisst du, wie oft ich da noch sterben kann? Bis heute bin ich ja im Lager geblieben wegen der Verwundungen, aber jetzt bin ich wieder geheilt, und ich warte jeden Tag darauf, dass sie mich in den Kampf schicken. Aber ich will nicht, verdammt noch mal! Ich bin noch so jung und habe noch so lang zu leben, und schliesslich kommt man nicht auf die Welt, damit man mit zwanzig Jahren im Krieg stirbt. Man kommt auf die Welt, damit man im Bett stirbt, wenn man alt ist.»

Es war wirklich ein schöner Tag, mit diesen grünen Bäumen und diesem klaren Fluss, und eine Gruppe vietnamesischer Kinder, ihre spitzen Hüte auf dem Kopf, kam singend auf uns zu. Sie waren von einem Bauernhof in der Nähe, und eigentlich stellte das nichts Aussergewöhnliches dar, doch mir schien es als etwas Aussergewöhnliches, und das sagte ich Bobby. Bobby gab mir keine Erwiderung, seine Augen standen voller Tränen und sahen keine grünen Bäume, keine klaren Flüsse und keine Kinder, die unter spitzen Hüten sangen, sie sahen überhaupt nichts. In diesem Zustand verliess ich ihn und begab mich zum Lkw, und da fiel mein Blick auf den Aussenspiegel. Seit drei Tagen hatte ich mich nicht mehr im Spiegel gesehen. Fast schüchtern ging ich auf ihn zu und suchte mich darin und starrte dann entsetzt auf ein fremdes Gesicht. Kann man sich denn in nur drei Tagen so verändern? Bobby hat recht. Hier gibt es keine grünen Bäume, keine klaren Flüsse, keine singenden Kinder.

Abends. Bei Sonnenuntergang hörte man ein Schreien: «Die Toten! Die Toten!» Wir liefen aufs Rollfeld, die Hubschrauber hatten sie schon ausgeladen. Einhundertzehn waren es, und sie kamen vom Hügel 875. Sie befanden sich in silbrigen Plastiksäcken mit Reissverschluss in der Mitte, lagen ausgerichtet in weiten Reihen, als sollten sie noch vor dem

General paradieren. Einige hatten menschliche Konturen bewahrt, andere waren unförmige Pakete, alle waren sie in Verwesung, und der dämliche Oberleutnant kreischte: «Weg von hier, weg!»

Ich ging und hielt den Atem an, hinter einer Reihe von Lkws traf ich Bobby und Norman. Aufrecht, regungslos, die Arme verschränkt, die Augen starr auf die Rollbahn gerichtet. Schliesslich sagte Bobby: «Charlie Waters ist auch dabei. Aber sie haben nur den Kopf gefunden.» Waters, der Kaplan, der zu Norman gesagt hatte: «Wenn's einen treffen soll, mein Sohn, dann lieber mich.» Und Norman stammelte mit belegter Stimme: «Nein!»

Ich gehe jetzt schlafen, man hat mir eine Pritsche zugeteilt. Das ist schon bedeutend besser, denn am Boden spürst du die Kanonenschüsse wie Schläge im Leib. Und dann ist es irgendwie tröstlich, bei den andern zu sein. Auf der Pritsche nebenan liegt Mazure. Er wiederholt dauernd, dass es morgen einen neuen Angriff auf den Hügel 875 gibt und dass ihn die Amerikaner diesmal erobern.

23. November, abends. Der Hügel 875 ist von den Amerikanern erobert worden. Ich mache diese Notizen im Flugzeug, das uns von Pleiku nach Saigon zurückbringt. Ich mache sie ungern, weil ich mich nicht erinnern will, ich glaube, keiner will sich erinnern. Zudem ist in meinem Kopf ein grosses Durcheinander, es ist alles so schnell gegangen. Plötzlich erschien der dämliche Oberleutnant, klatschte in die Hände und verkündete: «Hubschrauber zur Verfügung! Feuerzone! Feuerzone!» Als verteilte er Freikarten für eine Theateraufführung. Längs des Rollfelds bildete sich die bekannte Schlange, und als die Hubschrauber starteten, stiegen vom Hügel schwarze Rauchwolken auf, der letzte Napalmteppich, um den Widerstand der Nordvietnamesen auf ein Mindestmass zu reduzieren. Keiner wechselte ein Wort mit dem andern, Mazure hatte einen verschlossenen, angespannten, fast bösen Gesichtsausdruck. Die Hubschrauber landeten dicht am Vorgelände des Massakers, wo die Infanteristen zusammengezogen waren und die Fallschirmjäger des 173. Airborn, bereit zum Sturmangriff. Auch hier redete keiner, sie hatten alle den leeren Blick von Menschen, denen keine Wahl bleibt. Vor zwei Stunden hatte Kaplan Roy Peters, der an die Stelle von Kaplan Waters getreten war, die Messe gelesen. Viele waren zur Kommunion gegangen. Das Vorgelände lag noch voller blutiger Bandagen, leerer Arzneischachteln, geschwärzter Patronenhülsen und durchlöcherter Helme. Jack Russell von der NBC war der einzige, der es fertigbrachte, herumzugehen und Fragen zu stellen; und allen stellte er dieselbe Frage: «Glaubst du,

dass es sich lohnt?» Die meisten antworteten: «Ja, wir haben zu viele Jungs verloren, wir müssen diesen verdammten Hügel einnehmen.» Andere sagten «Nein!» und wollten dem nichts hinzufügen. Ein Neger antwortete, ohne sein Gesicht zu heben: «Lasst mich doch in Ruhe, mir ist alles egal, mir ist es auch egal, wenn ich sterbe.» Dann vernahm man eine Stentorstimme: «Und jetzt will ich, dass ihr da raufkommt und diesen Hundesöhnen eine Lektion verpasst!» Allen gab es einen Ruck, und sie begannen den Aufstieg. Fünf Minuten lang rückten sie vor, ohne dass etwas geschah, es war wie eine Bergbesteigung. Dann hörte man ein Pfeifen und noch ein Pfeifen, und die Hölle brach aus. Raketen, Mörser, Granaten, eine Feuerlawine, die niedergeht und sich dabei aufbläht, vergrößert und auseinanderbricht in tausend andere Feuerlawinen inmitten des Geschreis. Sie schrien alle. Die einen: «Vorwärts! Vorwärts!» Die andern: «Tragbahnen! Tragbahnen!» Wieder andere die abscheulichsten Flüche. Ein Raketenvolltreffer erreichte den Neger, der gesagt hatte: «Lasst mich doch in Ruhe, mir ist alles egal, mir ist es auch egal, wenn ich sterbe.» Von ihm blieb nur ein Schuh übrig. Eine andere Rakete traf einen rotschopfigen Soldaten, von ihm blieb nicht einmal ein Schuh übrig, es blieben nur diese rostbraunen Flecken, die nun Mazures Hemd verunzieren. Es war der Soldat, der gefragt hatte: «Madam, ist es wirklich da droben so scheusslich?» Und dem ich geantwortet hatte: «Aber nein, Soldat, aber nein. Du wirst schon sehen, heute ist es ruhig.» Der Angriff dauerte sechzig Minuten, und anscheinend erreichte Eurate Kazikas als erste den Gipfel des Hügel, ein Mädchen, eine Fotografin. Tatsache ist, dass niemand auf dem Gipfel war, die Nordvietnamesen hatten sich in der Nacht abgesetzt und auch den letzten Toten mitgeschleift. Als die Amerikaner hinaufkamen, fanden sie dort nur Eurate, Steine, verkohlte Baumstümpfe und Körperteile. «Sir», meldete der Funker dem Kommandanten, «im Lager fordern sie die Zahl der nordvietnamesischen Gefallenen.» – «Sag ihnen, dass ich nur die Zahl der unsern durchgeben kann», erwiderte der Kommandant. «Einhundertfünfzig.»

Oder zweihundertfünfzig? Ich erinnere mich nicht mehr, ich müsste Mazure fragen, der hier neben mir schläft mit seinem blutverschmierten Hemd, und den hie und da ein Schauer schüttelt. Ich möchte auch schlafen, aber nicht hier. Ich möchte in einem Bett schlafen. Ich möchte ein Bad nehmen. Ich möchte diese Uniform ausziehen.

Milena Moser, Autorin von «Singapurs Putzfrauen» (S. 54), im Gespräch

REPORTAGEN: *Frau Moser, was war Ihr erster Eindruck von Singapur, als Sie dort ankamen?*

MILENA MOSER: Ich war noch nie in Asien. Alles, was ich über Singapur wusste, ist, dass es sauber ist. Dass man nicht rauchen darf. Dass man gebüsst wird, wenn man einen Kaugummi ausspuckt. All die Klischees halt. Es war aber tatsächlich sehr sauber, als ich aus dem Flughafen kam. Und der Taxifahrer sagte dann auch: «Sehr gut, Madam, wenn Sie in Singapur waren, müssen Sie den Rest von Asien nicht mehr sehen. Singapur ist Asien ohne seine Probleme!» Er meinte das positiv. Ich spürte den Stolz auf sein Land, den er mit allen Singapurern teilt.

Und hat sich der Eindruck mittlerweile geändert?

Ich hatte bis zum letzten Tag kein wirkliches Gefühl für die Stadt, für ihre Atmosphäre, ihre Seele. Es ist ein Kartenhaus, eine Fassade. Perfekt, sauber, reibungslos funktionierend – alles, worauf die Bürger so stolz sind. Aber möglich ist das nur durch die gnadenlose

Ausbeutung der Ausländer. Diese zweite Stadt, die sich hinter der Fassade versteckt, ist immer spürbar, unheimlich und bedrückend.

Für mich persönlich war es sehr interessant, dass mein Sohn dort zur gleichen Zeit einen Studentenaustausch machte. Er studiert Architektur und setzte sich mit ähnlichen Fragen auseinander, zum Beispiel mit der Situation der srilankischen Bauarbeiter. Ihm ging es ähnlich wie mir, die Stadt bedrückte und deprimierte ihn. Einmal standen wir auf dem Hotelbalkon und schauten auf die Lichter hinab und sagten: «Die Stadt hat keine Seele.»

Sie scheinen immer noch Kontakt mit Felicia zu haben. Wie geht es ihr heute?

Das ist schwer zu sagen – sie jammert ja nicht. Und scheint es als unhöflich zu empfinden, mich mit ihren Problemen zu belasten. Ich denke, es geht ihr «den Umständen entsprechend» gut, die neuen Arbeitgeber sind anständig, sie verdient wieder etwas, wobei



sie jetzt ja erst die Schulden bei der Agentur abzahlen muss. Aber sie lebt nach wie vor in einer an sich unmenschlichen Situation, über deren Grenzen sie nicht hinauszudenken wagt. Ich wünschte mir, sie könnte auf den Philippinen leben, mit ihren Kindern und einem guten Job.

Nehmen Sie es mir nicht übel, aber der Vergleich drängt sich ja geradezu auf: In Ihrem Roman von 1991, «Die Putzfraueninsel», findet die Protagonistin im Keller ihrer Kundin, einer gut-situierten, stadtbekanntem Philanthropin, deren Mutter, die dort in einem Verschlag leben muss. Hatten Sie beim Schreiben Ihrer Reportage nicht auch das Gefühl eines Déjà-vu-Erlebnisses mit umgekehrten Vorzeichen?

Nicht gerade Déjà-vu, eher diese seltsame Erkenntnis, dass nichts, was man erfinden könnte, der Realität auch nur halbwegs gerecht wird. Die weggesperrte Grossmutter war für mich ja eher ein Symbol – für all das, was man wegschliessen muss, wenn man

eine perfekte Fassade aufrecht erhalten will. Dass das auch wörtlich so passiert, konnte ich mir gar nicht vorstellen. Das Thema ist aber immer und überall das Gleiche. Ich denke, jeder Schriftsteller hat so seine Geschichten, und das ist meine, die ich in Varianten immer wieder erzähle: Was steckt hinter der Fassade?

Sie sprechen in Ihrer Reportage an, dass sich die Expat-Frauen damit verteidigen, dass die Doppelbelastung durch Arbeit und Familie ohne Hausangestellte nicht zu bewältigen sei und dies eben der Preis der Emanzipation sei.

Erst einmal muss man unterscheiden – die meisten Expat-Frauen arbeiten nicht. Sie folgen ihren Männern von einer Stelle zur anderen. Die meisten sind damit beschäftigt, ihr Sozialleben und das ihrer Männer zu organisieren. Diese Argumentation kommt mehr von der Seite der aufstrebenden modernen Singapurereinerinnen. Und ich teile sie durchaus – ich ziehe nur nicht denselben Schluss daraus. Ich kenne das sehr gut, diese Doppel-

belastung, ich leide auch unter ihr. Ich glaube tatsächlich auch, dass wir etwas falsch machen, dass wir etwas versuchen, was nicht wirklich machbar ist, und einen zu hohen Preis dafür zahlen. Doch diesen Preis einfach nach unten weiterzugeben, kann nicht die Lösung sein.

Auch Sklavenhalter argumentieren mit Sachzwängen. Fällt das diesen Frauen nicht auf?

Nein – sie können sich nicht leisten, ernsthaft darüber nachzudenken. Das sind ja meist intelligente, gut ausgebildete Frauen. Die wissen irgendwo genau, dass das Gerüst ihrer Argumente nicht dem geringsten Lufthauch eines Zweifels standhält.

Wie gesagt, die meisten arbeiten nicht, sind aber den ganzen Tag beschäftigt und abgelenkt. Sie verkehren nur mit Frauen, die gleich leben, gleich denken. Wenn sie ein schlechtes Gewissen haben, besänftigen sie es mit Geschichten über Angestellte, die ihre Arbeitgeber betrügen und ausnützen. Eine Frau, die sich diesem Verhalten verweigert, muss deshalb ausgeschlossen werden.

Aber wie kann man das Elend, das man über einen Menschen bringt, so konsequent ignorieren? Es wäre doch problemlos möglich, der Maid ein eigenes Zimmer zur Verfügung zu stellen, ihr einen anständigen Lohn zu zahlen.

Viele denken anfangs durchaus noch so. Doch dann fügen sie sich in die Gruppe ein. Diese Frauen bestätigen sich gegenseitig, dass man sich halt den herrschenden Verhältnissen anpassen müsse, dass es kontraproduktiv wäre, die Preise zu zerstören – übrigens eine Argumentation, die ich von coolen, alternativen, Schweizer Medienschaaffenden kenne, die darauf bestehen, zum Beispiel in Kairo den Einheimischenpreis fürs Taxi zu bezahlen, «schliesslich bin ich kein Touri»!

Wie bringen die Frauen diese unglaublich rückständige Ansicht mit der oben erwähnten Emanzipation unter einen Hut?

Die Expat-Frauen können nicht wirklich mit der Emanzipation argumentieren, da ihre Leben ganz auf ihre Männer abgestellt sind und von ihnen finanziert werden. Ehrlich gesagt, glücklich kamen sie mir nicht vor, und ich fragte mich manchmal, ob sie nicht einfach einen Teil ihres Unglücks weitergeben. Interessant war ja auch, dass manche Frauen, wie Helen, versuchen, sich mit der Angestellten anzufreunden, die sie so schlecht behandeln – und es ihr dann übel nehmen, wenn sie diese Annäherung nicht will.

Die Männer fraternisieren sich offenbar auch gerne mit den Hausangestellten – bis es ums Geld geht. In Ihrem Text wurde bemerkt, dass es oft auch zu sexuellem Missbrauch kommt, was bei diesem Machtgefälle nicht erstaunt.

Über das Thema wird kaum gesprochen. Zwei Vertreterinnen einer Hilfsorganisation haben vehement abgestritten, dass es überhaupt vorkommt. Die Frauen reden auch nicht darüber. Es ist immer jemand anderem passiert, jemandem, den sie kennen... Interessant fand ich das gespaltene Verhältnis, das Felicia zu Sir Tom hat – manchmal klang es fast, als sei sie ein bisschen verliebt in ihn oder als frage sie sich, warum sie nicht an der Stelle von Helen sei. Er war ja der einzige Mann, den sie zu Gesicht bekam, der auch mal mit ihr redete, es klang manchmal fast nach Stockholm-Syndrom.

Ist ein Stillhalteabkommen zwischen Expat-Paaren Usus? Sex für den Mann, das Image der perfekten Gastgeberin und Mutter für die Frau? Ich glaube, diese Arrangements gibt es überall und in allen Schichten und Kreisen. Man versucht, einem Bild gerecht zu werden. Man arrangiert sich, man zahlt seinen Preis. Das Schlimme ist, dass in diesem Fall jemand anderes den Preis dafür bezahlt, einen unmenschlichen Preis – wofür eigentlich? Dass ein Leben nach aussen hin perfekt aussehen kann? Dass man eine Gesellschaftsform aufrecht erhalten kann, die offensichtlich nicht mehr funktioniert?

Was halten Sie vom Argument, dass es Frauen wie Felicia oder Alissa in ihren Heimatländern noch viel schlechter gehen würde und der Grad der Ausbeutung deshalb zu relativieren sei?

Ich glaube, diese Aussage – einer europäischen Menschenrechtsanwältin! – hat mich am meisten schockiert. Das ist von einer Kälte, die mir den Atem verschlägt. Wenn nicht einmal die Hilfsorganisationen eine grundsätzliche Veränderung der Verhältnisse ins Auge fassen, wer dann?

Was für eine Chance haben die Maids überhaupt auf eine Verbesserung ihrer Situation, wenn nicht einmal die Organisationen, die sich für ihre Rechte einsetzen sollten, weder willens noch fähig sind, ihnen zu helfen?

Ich musste immer wieder an den Film «A Day Without a Mexican» denken, in dem die Stadt Los Angeles in kürzester Zeit im Chaos versinkt, als eines Morgens alle Mexikaner verschwunden sind. Wenn die FDW – und alle anderen Ausländer – streiken würden, würde der ganze perfekte kleine Stadtstaat in sich zusammenfallen.

Was ist für Sie der zentrale Unterschied zwischen literarischem und journalistischem Schreiben?

Der grosse Unterschied ist die Recherche. Das mache ich in der literarischen Arbeit kaum. Nun musste ich aber merken, dass mir die Recherche Spass macht!

Ich habe mich sehr über diesen Auftrag gefreut, doch ganz ehrlich fand ich sehr schwer auszuhalten, dass die Grundlage dafür das Elend dieser Frauen war. Ohne diese Missstände gäbe es keinen Auftrag. Ich verdiene mein Geld also auf Felicias Rücken. Noch schlimmer, ich lerne etwas dazu, ich öffne meinen Blick auf die Welt – durch ihr Leiden.

Ich weiss nicht, wie man damit umgeht. Von befreundeten Journalisten kenne ich den Reflex, sich einzureden, man würde mit seiner Arbeit die Welt verändern. Diese Art von Arroganz ist mir fremd. Ich glaube nicht, dass

mein Text etwas bewirken wird. Bei allem Respekt, ich gehe davon aus, dass Reportagen von Gleichgesinnten gelesen werden, die in ihren Meinungen bestätigt werden.

Felicia gab mir wohl das Gefühl, dass es ihr gut tat, sich mal auszusprechen. Aber das ist nicht genug. Ursprünglich wollte ich einen Teil meines Honorars einer Hilfsorganisation spenden, aber das, was ich gesehen und gehört habe, hat mich nicht überzeugt. Also habe ich das Geld Felicia zugesteckt. Das gehört sich für eine Journalistin nun gar nicht, aber eine Schriftstellerin macht so was einfach.

Dann werden Sie also nicht mehr als Reporterin losziehen wollen?

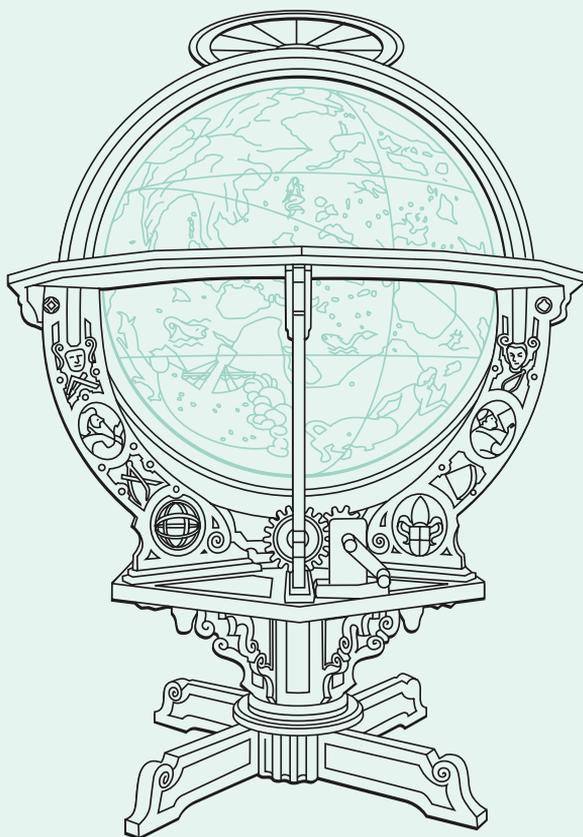
Doch, unbedingt. Ich habe unglaublich viel gelernt, nachgedacht, mich mit Fragen beschäftigt, denen ich mich schon lange nicht mehr gestellt habe. Aber ich werde es bestimmt wieder mit schlechtem Gewissen tun. Ich möchte mich da auch gar nicht abhärten lassen.

Welchen Zweck hat denn Hintergrund-Journalismus überhaupt, wenn nicht der, dass die Lektüre bei einer breiten Leserschaft ein kollektives Sensibilisieren bewirkt?

Natürlich ist genau das das Ziel – ich denke nur, man sollte sich nicht zu viel vormachen. Und schon gar nicht, um Zweifel an der eigenen Bedeutung wegzuwischen. Sondern sich diesen Zweifeln stellen: Wer liest denn diesen Text? Wie viele *Reportagen*-Abonnenten sind in dieser Situation, in der sie eine Hausangestellte versklaven könnten? Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass sich jemand nach dieser Lektüre noch einmal überlegt, ob man der Maid nicht ein richtiges Zimmer geben könnte? Und so weiter. Gerade diese Zweifel treiben einen doch weiter an.

Interview: Claude Fankhauser

Illustration S.123 und S.126: Claudia Blum, www.kabeljau.ch/claudia



Karthographisch längst überholt, aber ungemein beliebt:
Der stattliche Globus aus dem 16. Jahrhundert.

Am Anfang dieser kleinen Reportage steht die Welt. Genauer gesagt: ein 450-jähriger, über zwei Meter hoher Globus, der im Landesmuseum Zürich zu sehen ist. Unser Autor Urs Mannhart, der gerne musealen Gegenständen nachspürt, landete auf den Spuren dieser Erdkugel hinter dicken Klostermauern – und stiess auf einen zähen, interkantonalen Streit und eine handwerklich bestrickende Schöpfungsgeschichte.

Am Eingang weist mich das Personal fürsorglich darauf hin, dass eine warme Jacke vielleicht gute Dienste leisten könnte; im Saal der Bibliothek sei es empfindlich kühl. Ehe ich diesen Raum betreten darf, muss ich in über-grosse Filzpantoffeln schlüpfen, die zu hun-

dertzwanzig Paaren im Flur ausgelegt sind. Sie sollen nicht kalten Füssen vorbeugen, sondern jenen erstaunlichen Parkettboden schonen, der Grundlage ist eines räumlichen Gesamtkunstwerks: Im Saal der St. Galler Stiftsbibliothek, erbaut im 17. Jahrhundert, wurde während zehn Jahren stuckatiert, gemalt, vergoldet und geschreinert. Der barocke Prunk, der entstanden ist, raubt einem den Atem. Da ist es angenehm, wenn im Saal nur 9 Grad herrschen. Mit über 400 handgeschriebenen Büchern aus dem ersten Millennium ist dies hier weltweit eine der wichtigsten Handschriftenbibliotheken; in Vitrinen präsentieren sich kunstvolle Bücher, zum Beispiel die 840 Seiten starke, zwanzig Kilogramm schwere

Alkuin-Bibel aus dem Jahr 800. Ihre Seiten werden wöchentlich umgeblättert, damit das lichtempfindliche Pergament nicht Schaden nimmt. Streng bewacht wird dieses kulturelle Erbe von Schepense: einer ägyptischen, auf Umwegen nach St. Gallen gewanderten Mumie, die seit 2623 Jahren auf dem Rücken liegt und dennoch erstaunlich frisch aussieht. Irritierend frisch wirkt auch der mächtige Globus, der den Raum dominiert. Das hat seinen Grund: In den Jahren 2007 bis 2009 erst wurde er erbaut – nicht ganz freiwillig. Denn dieses Kunstwerk, um das sich in ihren Pantoffeln nun neugierig drei Herren scharen, ist das Resultat eines langen Streits, und der wiederum wurzelt in einer Plünderung: Im Wunsch, einen Teil der während dem Zweiten Villmergerkrieg entstandenen Kosten zu kompensieren, stürmten Berner und Züricher Truppen im Jahr 1712 die Stiftsbibliothek und entdeckten dort einen imponierenden, in Art und Ausschmückung unvergleichlichen Globus. Die 70 Kilogramm schwere Erdkugel hatte zwar selbst jene Mechanik erdrückt, mit der sie einst zu drehen war, aber als Prestigeobjekt taugte der Globus noch bestens – also schleppten sie ihn nach Zürich. Danach beschäftigten sich Zürich, St. Gallen und die Zeit wieder mit anderen Dingen.

Im März 1995 dann entfachte ein Leserbrief, der den Globus als Raubgut darstellte, einen Kulturgüterstreit, der so heftig wurde, dass der Bundesrat vermitteln musste: Der Globus dürfe im Zürcher Landesmuseum bleiben, Zürich aber müsse St. Gallen eine originalgetreue Replik schenken. Zürich willigte ein und machte sich an die Arbeit: Um zu wissen, was die knapp 450-jährige Weltholz-kugel im Innern zusammenhält, musste sie geröntgt werden. Zwei im Strahlenschutz geübte Mitarbeiter des Zentrums für Zerstörungsfreie Prüfung der Empa Dübendorf konnten unter anderem nachweisen, dass vor allem im Nord- und Südpol die meisten Nägel stecken. Die Vermessung der Oberfläche war so vertrackt, dass die Mitarbeiter des Instituts für Geo-

däsie und Fotogrammetrie der ETH Zürich eine eigene Software entwickelten: Erst so konnten die Punktwolken – so der fachsprachliche Ausdruck – bewältigt werden. Um die aufgetragenen Malschichten zu untersuchen, wurde die Welt nicht nur mit einem Röntgenfluoreszenzspektrometer, sondern auch mit einem Ramanspektroskop und einem Fouriertransformierten Infrarotspektroskop untersucht. Und um es etwas abzukürzen: In 7000 Stunden erschufen Architekten, Restauratoren, Kupferschmiede, Antikschreiner, Wagner, Vergolder und Kunstmaler eine neue hölzerne Welt. Die abschliessenden Arbeiten verrichteten zwei Kalligrafen, die, ausgerüstet mit Pfau- und Gansfedern, mit Tusche aus Russ und Fischleim die Länder, die Inseln, die Städte, die Meere, die Flüsse und die Sterne beschrifteten, wobei sie, um eine gute Verbindung von Tusche und Untergrund zu erreichen, den Schriftgrund jeweils mit Eierschalenmehl anrieben.

Und so steht nun ein brandneues, uraltes Prestigeobjekt im barocken Büchersaal. Trotz der allgemeinen Begeisterung kommt es vor, dass sich jemand ärgert, wenn er hört, dass Zürich für diese Replik 861 000 Franken ausgegeben hat. «Leute, die nicht verstehen, dass Kultur etwas kostet, wird es immer geben», sagt ruhig und illusionsfrei jener Aufseher im Saal, der darauf achtet, dass niemand aus den Pantoffeln rutscht. «Wenn ich erzähle, dass man früher, um ein Buch von 200 Seiten herzustellen, fünfzig Schafe geschlachtet hat, denken die Leute manchmal immerhin ein bisschen nach.» Erst jetzt realisiere ich, dass Pergament nichts anderes als Tierhaut ist, dass also die 840-seitige Alkuin-Bibel, die ich vorhin bewundert habe, aus ungefähr 210 Schafen besteht. In diesem Vergleich nimmt sich der Globus geradezu vegetarisch aus: Hundert Kilogramm Holz, Kupfer, Papier, Papiermaché, Leim, Blattgold, Farbe und Tusche haben sich zu diesem zwillingshaft einzigartigen Stück vereint. Und beim Neubau ist – zum Vorteil der St. Galler – die Erdkugel sogar drehbar.

Keine Geschichte

Er gilt als der Billigste der Stadt. 25 Franken kostet ein Haarschnitt, dazu gibt es Tee und Stille. Die Angestellten, die gerade keine Kundenschaft haben, sitzen in Lederstühlen und blicken zum Flachbildschirm, der seit neun Jahren an der Decke hängt und das neueste Gerät ist in Coiffeur Salehs Laden an der Josefstrasse 141, Kreis 5, Zürich, 30 Quadratmeter Syrien, 3000 Kilometer von Syrien entfernt. Ich komme seit Jahren, denn ich liebe dieses Geschäft. Den Jungen mit den abstehenden Ohren und den Adiletten, der hinter der Kasse steht. Die Ruhe, denn der Fernseher zeigt den Krieg in Aleppo meist als Stummfilm. Die ruppige Zärtlichkeit der Männer und die schwebende Oberflächlichkeit der Gespräche, die ich mit ihnen führe, mit Kasran, vor 13 Jahren aus dem Irak gekommen, mit Omer, vor 4 Jahren aus Iran fortgezogen, mit Dilo, vor 6 Jahren aus Syrien aufgebrochen. Weil ich eine Schwäche für Kitsch habe, mag ich auch die Dekoration: Plastikfähnchen aller Länder, die über den Spiegeln vor sich hin vergilben.

Wenn ich mir die Geheimratsecken freilegen lasse, denke ich manchmal, dass der Salon eine Geschichte für ein Magazin wäre. Der Arabische Frühling, der Krieg in Syrien, das liegt hier unter einem Brennglas. Jedes Mal nehme ich mir vor, beim Bezahlen den Chef zu verlangen, dann lasse ich es bleiben. Obwohl mich die Geschichten der Männer reizen, die oft kaum Deutsch sprechen, gerade erst angekommen sind, unterhalte ich mich mit ihnen doch lieber über Für und Wider des Augenbrauenpeelings, die Schönheit des Bülacher Schwimmbads oder über die Theorie, dass Haar, wie Gras, im Sommer schneller wächst.

Wenn ich ehrlich bin, will ich einfach meine Verklärung behalten. Einmal im Monat in Salehs Salon gehen, gründlich missverstanden werden (den Satz «Nicht zu kurz, bitte» hat kein Coiffeur der Welt je verstanden, vor allem kein syrischer), draussen meinen Tee trinken und dabei fast nichts denken. Vielleicht ein wenig orientalischen Phantasien nachträumen.

Einmal, an einem Wintertag, trank ich den Tee der Kälte wegen ausnahmsweise im Geschäft und kam mit einem Mann ins Gespräch, der oft da ist, fast immer telefoniert und die Stirn dazu in Falten legt, wie Schweizer sie selten bekommen. An diesem Tag blätterte er in einer Kunstzeitschrift und schaute ab und zu in die Runde, als könnte jederzeit etwas geschehen. Es war Ghamkin Saleh, der Chef. Er lud mich spontan auf ein Bier ein, und wir gingen in «Carla's Schwanen-Beizli», wo wir die einzigen Gäste waren.

Ein syrisches Leben im Schnellvorlauf: Kommt 1970 im Norden des Landes zur Welt, wächst auf als eins von zehn Kindern, verliert mit 12 den Vater, bekommt mit 20 eine Absage, als Kurde Film an der Kunstakademie zu studieren, geht aus Bitterkeit lange nicht mehr ins Kino, studiert Musik, schneidet auf der Strasse Haare, um Geld zu verdienen, zieht mit 22 nach Tripolis, studiert dort weiter, ergattert mit 23 ein Ticket, Businessclass, ausgestellt auf einen Mann mit ähnlichem Namen, es ist ein Flug nach Budapest, über Malta und Zürich, landet in Malta und in einem Verhörzimmer der Polizei, überzeugt den Beamten, dass solche Fehler vorkämen, wenn man arabische in lateinische Schrift übersetze, fliegt nach Zürich, geht im Transit trinken, hört über die Lautsprecher, wie sein falscher Name aufgerufen wird, bleibt sitzen, steht doch auf, geht aber wie ferngesteuert nur auf die Toilette, stylt sich das Haar, zerreisst aus einer Laune heraus den Pass, bleibt eine Nacht im Transit, kommt ins Asylzentrum nach Bauma, klebt die Toilette mit unregelmässigen deutschen Verben voll, erhält eine Aufenthaltsbewilligung, dann eine Stelle als Tellerwäscher im «Santa Lucia», der ältesten Pizzeria der Stadt, wird, als er einmal zum Coiffeur geht, eine halbe Stunde warten und am Ende 40 Franken zahlen muss, von einer Vision ereilt: «Es muss billig sein, schnell und gemütlich.» Heute hat er (neben einem abgeschlossenen Filmstudium und ein paar Drehbüchern in der Schublade) sechs Geschäfte und 42

Angestellte, die ihn Onkel Ghamkin nennen, was mit den Ratschlägen zu tun hat, die er den Männern gibt, die oft als Jungfrauen aus Syrien geflohen sind und in Zürich jahrelang eine Frau suchen.

Salehs Gebote:

1. Du sollst Deutsch lernen wie ein Wahnsinniger.
2. Du sollst wissen: Dies ist nicht Syrien. Hier gilt nicht: verlieben, verloben, heiraten und dann erst ins Bett. Hier gilt eine andere Reihenfolge.
3. Du sollst keine Frau ansprechen, nur weil sie dick, alt oder hässlich ist und du dir deshalb gute Chancen ausrechnest. Du sollst auf Frauen zugehen, die dir gefallen wegen ihrer Anmut, ihrer Klugheit, ihrer Güte.
4. Du sollst Absagen nicht tragisch nehmen.

Seine besten Momente, sagt Saleh in «Carla's Schwanen-Beizli», erlebe er, wenn er im Salon sitze und die Jungs kommen sehe. Manchmal erkennt er von weitem, dass sie Glück bei einer Frau hatten, es aber zu überspielen versuchen. Nach dem zweiten Bier muss er los. Ich hätte noch viele Fragen. Aber ich habe mir vorgenommen, nicht alles wissen zu wollen. Vielleicht gehen wir wieder einmal etwas trinken, vielleicht auch nicht. Vielleicht schreibe ich die Geschichte in ein paar Jahren auf, wenn mir die Haare ausgegangen sind, doch es muss nicht sein.

In der Zwischenzeit hat Saleh fünf Anrufe bekommen. Jeden Tag melden sich Leute bei ihm, die eine Stelle suchen, doch wenn sie keine Arbeitsbewilligung haben, kann Saleh nichts für sie tun. Das Einzige, was er bieten kann, ist ein Gratishaarschnitt. Er sagt: «Auch wer im Dreck sitzt, hat das Recht auf eine anständige Frisur.»

DAS BUCH

Herman Melville: Moby Dick.
Neu übersetzt von Matthias Jendis
btb-Verlag, 1056 Seiten
ISBN: 978-3442727315

Diesmal ein Buch, bei dem man den Inhalt nicht vorstellen muss: Wohl kaum jemand hat die Geschichte um den finsternen einbeinigen Kapitän Ahab und seine manische Jagd auf den weissen Wal noch nie gehört, gelesen oder in Film- oder Zeichentrickform gesehen. Sie ist in unser kulturelles Gedächtnis eingegangen, und kaum ein anderes Werk der Weltliteratur wurde so oft interpretiert, analysiert und für die jeweils aktuelle Generation neu aufgelegt.

Die von Matthias Jendis übersetzte Ausgabe hat mit der Jugendbuch-Version allerdings wenig gemein – darauf lässt schon der Umfang von knapp über 1000 Seiten schliessen. Das Buch ist selbst ein Leviathan, ein Ungetüm, in dem der Autor scheinbar wahllos zwischen Prosa, wissenschaftlicher Abhandlung, Poesie, lexikalischem Eintrag und Drama wechselt. Pathos und Metaphern sind in schier unendlicher Menge vorhanden, genauso wie offene Kritik am Christentum (was das Buch bei seinem ersten Erscheinen höchst unbeliebt machte), Zitate aus der klassischen Literatur und eine aus heutiger Sicht geradezu visionäre Analyse zur Zukunft der Meeressäuger.

Melville arbeitet nicht mit dem Skalpell, sondern mit der Zweihänder, er pflügt sich durch die Literaturgattungen wie die «Pequod» durch die Weltmeere (die geneigte

Leserschaft merkt: Melville hat mich mit seinem Metaphern-Wahn angesteckt!).

Ich kann nicht behaupten, dass ich durch die Lektüre zu einem Walfang-Experten geworden bin. Das Buch liess mich aber doch hautnah miterleben, was die Faszination dieses blutigen Handwerks einst ausmachte. Ein reines Männerbuch, ja, aber es hat durchaus auch sanfte Seiten, beispielsweise dort, wo sich der Erzähler Ismael in einem Hotelbett eng an seinen indianischen Freund Queequeg kuschelt.

Die dieser Ausgabe angefügten Glossare zur Nautik und zum Walfang sowie ein ausführlicher Lebenslauf von Melville runden das Leseerlebnis zu einem opulenten Vielgänger ab, bei dem man immer mehr Hunger bekommt, je mehr man isst.

Dies ist das Buch, das ich auf die sprichwörtliche einsame Insel mitnehmen würde. Dass es einen unerschöpflichen Fundus an Unterhaltung, einen kostbaren Sprachschatz und tiefe Einsichten in die Gesellschaftsstruktur des jungen Amerika im 19. Jahrhundert bietet, ist der eine Grund dafür. Dass man den dicken Schinken notfalls auch als veritables Wurfgeschoss gegen Kannibalen und andere Unwägbarkeiten der Südsee verwenden könnte, der andere.

Mein Name ist Claudio Calabrese. Ich bin 49 und glücklich. Allein, ich verstehe die Welt nicht.

Am 3. März haben wir es der Welt wieder einmal gezeigt. Das Schweizer Stimmvolk hat die Abzocker aus den Chefetagen der Grosskonzerne in die Schranken gewiesen, sie Mores gelehrt. Die direkte Demokratie zeigte ihre Zähne. Fast jeder und jede dritte Stimmberechtigte stimmte für die Initiative von Mundwassermann Minder. Ex-Botschafter Borer attestierte den Schweizern danach im «Spiegel» ein «sehr grosses Gerechtigkeitsgefühl». Wir sind das einzig wahrlich souveräne Volk der Welt. Müsste man meinen.

Der einfache Rioja schmeckt. Das weisse Tischtuch ist noch fleckenlos, wir warten auf *pulpo a la gallega* als Vorspeise, die ich seit einer Ewigkeit nicht gekostet habe. «So, ihr Abzocker! Seid ihr zufrieden mit der Abstimmung vom Wochenende?» – «Der Oberzocker am Tisch bist du, Claudio. Lass uns raten: Hast du deine Briefftasche zu Hause vergessen, oder hat die Bankomatkarte wieder mal geklemmt?» – «O.K. Ihr habt ge-

wonnen! Ich lass mich einladen!» Mario, der bei einer staatlichen Pensionskasse für die Anlagestrategien zuständig ist, schiebt mir einen Hunderter rüber. «Damit kannst du am Ende deinen Teil bezahlen, sonst stehst du bei der Serviertochter wieder in einem schlechten Licht.»

«Ich habe für die Initiative gestimmt, aber ändern wird sich dadurch nicht viel, da brauchen wir uns keine Illusionen zu machen», meint Malte. Kasimir, Professor der Philosophie, von Berufs wegen Skeptiker (und Empfänger beachtlicher Sozialleistungen) sieht das ebenfalls so. «Vasella war blöd genug, seine 72 Millionen als Abgangsentschädigung zu bezeichnen. Hätten sie von einer Treueprämie gesprochen, wäre die Empörung vermutlich viel geringer ausgefallen. Treueprämien kriegt jeder dauernd. Vermutlich gibt es heute Abend eine Treueprämie, weil wir letztes Jahr schon viermal hier gegessen haben.» – «Stossen wir an auf die Treueprämie!»

«Im Ernst», sage ich, «ich glaube, die Leute sind einfach nicht mehr bereit, so hohe Bezüge zu akzeptieren. Niemand kann Arbeit leisten, die 10 Millionen wert ist.» – «Wenn einer dafür sorgt, dass eine Firma 10 Milliarden Gewinn einfährt, warum sollte er dann nicht ein halbes Prozent Provision garnieren?», möchte Mario wissen und erhält von Malte die Antwort: «Roche beispielsweise erzielt die Hälfte des Gewinnes mit lediglich 5 Medikamenten. Ob die Geschäftsleitung daran viel Anteil hat, wage ich zu bezweifeln. Da würde sich auch nicht viel daran ändern, wenn Claudio CEÖchen wäre.» – «Und Ende Jahr bekäme ich ein Bönchen!»

«Wir haben eine ziemlich verzerrte Wahrnehmung, wenn es darum geht, zu beurteilen, welcher Verdienst gerecht ist und welcher nicht», fährt Kasimir fort. «Wenn Vasella 40 Millionen im Jahr kassiert, finden wir das skandalös, wenn Fotomodell Gisele Bündchen oder Roger Federer gleich viel verdienen, ist das in Ordnung oder wird sogar bewundert.»*

«Nicht dass Vasella Millionen erhält, erhitzt die Gemüter, sondern bloss wofür», stelle ich fest. «Genau, hätte Vasella den 50-Millionen-Werbevertrag unterschrieben, wäre er zum Liebling der Boulevardpresse geworden!» – «Werbevertrag wofür?» – «Viagra! Von Pfitzer!» – «Deshalb das Konkurrenzverbot!»

Wir scherzen an dem Abend noch lange weiter. Kurz vor Mitternacht kommt Alma und kassiert ein, sie arbeitet nämlich seit kurzem dort als Kellnerin. Keine Ahnung, was sie zu lachen hat, als ich nonchalant meinen Hunderter aus der Brusttasche ziehe.

Am nächsten Morgen steigere ich widerwillig den Umsatz von Novartis mit dem Konsum von Alcacyl. Als ich am Mittag wieder klar sehe, muss ich über Kasimirs Worte nachdenken. Wir haben wirklich eine seltsame Einstellung zu Einkommen und Reichtum. Verdienen wir selber eigentlich, was wir verdienen? Wenn

einer 10 000 im Monat bekommt, macht das in der Minute ziemlich genau einen Franken. Dafür sollte man den Weg zum Fotokopierer wenigstens im Laufschrift zurücklegen. (Und da Frauen in Jupes und hohen Absätzen nicht so schnell rennen können, ist es eigentlich auch logisch, dass sie etwas weniger verdienen.) Während einer seinen Kaffee schlürft, hat er 5 Franken auf dem Taxameter, dafür muss ein Rumäne zwei Stunden malochen.

Schon möglich, dass SBB-Chef Meyer im Verhältnis zu mir zu viel erhält. Und ich, verdiene ich vielleicht zu viel im Verhältnis zu einer mazedonischen Arbeiterin, die für mich Unterhosen näht, während ich im Büro mein Facebook-Profil poliere?

Lehrer und Beamte rufen im März zur Grosskundgebung in Bern auf, unter anderem auch, um für höhere Löhne und gegen Kürzungen der Renten zu demonstrieren. Aber was, wenn sich herausstellen sollte, dass extreme Management-Bezüge tatsächlich zu höheren Gewinnen der Unternehmen beitragen? Sprich zu höheren Dividenden und damit auch zu höheren Renditen bei den Pensionskassen, deren Problem es ja gerade ist, fette Renten zu garantieren. Sind wir in Wirklichkeit ein einig Volk von Abzockern wider besseres Wissen? Und wie genau wollen wir es eigentlich wissen? Sind wir am Ende schlicht ignorante Profiteure?

* 1426 Milliardäre haben es in die neuste Rangliste von «Forbes» (www.forbes.com) gebracht. Mehr als je zuvor. Ihr gemeinsames Vermögen soll 5 400 000 000 000 \$ betragen. Gisele Bündchen und Heidi Klum gehören zwar nicht zum Klub der Milliardäre, führen aber die Rangliste der bestverdienenden Models an mit 25 bzw. 16 Millionen pro Jahr. So viel zum Thema, weshalb Frauen keine Lust auf CEO-Jobs haben.

Am 13. Juni 2013 erscheint die nächste Ausgabe von *Reportagen*.
 Auf www.reportagen.com sind die meisten Ausgaben unseres Magazins
 noch erhältlich. Auch Ihr Anruf freut uns: +41 31 981 11 14



#1 VERGRIFFEN



#2 VERGRIFFEN



#3



#4



#5 VERGRIFFEN



#6



#7



#8



#9



Abonnieren Sie *Reportagen*.
Weltgeschehen im Kleinformat.
www.reportagen.com